Das alte Reich

Die Frankenfurt

Einmal in dem langen Ringen zwischen sächsischem Heidentrotz und fränkischem Herrscherwillen wurde der Heerbann des großen Karl aus dem Feld geschlagen und mußte südwärts über die Berge fliehen, um in den fränkischen Gauen Sicherheit und neue Streiter zu suchen. Der Heimritt war gefahrvoll; denn überall war auf dem weiten Weg durch Feindesland das Sachsenvolk, auf die Kunde von Karls Niederlage, aus den Wäldern gebrochen und hatte die schwachen fränkischen Posten, die den Rückweg decken sollten, angefallen und vernichtet. So wurde aus dem Rückzug wirre Flucht, und nur wenige waren es, die der Kaiser als geschlossene Schar aus den Bergen in die Wetterau führen konnte.

Als sie aus den letzten Wäldern trabten, sahen sie aus dem Tal Heerschilde blinken, und Reiter ihrer Vorhut meldeten dem Kaiser, daß starke sächsische Haufen in seinem Wege ständen. Die Nähe der Heimat, deren weite Ebene schon vor ihren Augen lag, füllte die Herzen der Franken mit kühner Entschlossenheit. Sie ritten zusammen, bis die Gäule Bügel an Bügel trabten, senkten die Spieße und stürmten, einem Felsblock gleich, der zu Tal fährt, den sanften Hang hinab zwischen die Sachsenhaufen. Karl stritt ihnen mächtig vor, sein Kampfruf riß auch die Müden und Wunden nach vorne, und sein leuchtendes Schwert zeigte ihnen den Weg durch den Feind.

Sie kamen, wenn auch nicht ohne Schaden an Mann und Roß, in die freie Ebene und ritten im Abendlicht des schönen Herbsttages bis an den Main. Da suchten sie, indes der Kaiser etliche Leichtberittene zur Spähwacht nordwärts sandte, den Fluß hinab und hinauf nach einer Furt, doch überall fanden sie tiefes Wasser; und der Strom ging hoch, daß sie ihn mit ihren abgetriebenen Rossen nicht überschwimmen konnten. Voll Sorge blickte Karl nach den Bergen hinter sich; denn seine Späher waren hergeritten mit der Kundschaft, daß vielerorts sächsische Haufen herabstiegen und dem Main zuritten. Da ritt er eine Strecke den Strom hinauf, wo ein Wald sich bis zum Ufer senkte. Und da er sein Roß anhielt und in den Abend horchte, raschelte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

es im Walde wie von Sprüngen eines Wildes, und eine Hinde brach aus dem Abendnebel und schritt an ihm vorbei ins Wasser, um auf der andern Seite wohl zu äsen: die gesuchte Furt war da. Karl sprang aus dem Sattel, fiel auf seine Knie und sprach ein Dankgebet zum Höchsten, der ihm nach großer Not im letzten Augenblick durch ein stummes Tier den Weg der Rettung wies. Dann rief er seinen Reitern und hieß sie hinüberreiten, indes er selber mit nur etlichen am Ufer stand, bereit, mit Schild und Spieß die Feinde zu empfangen, deren Lärm und Rufen aus dem Nebel näher drang.

So gewannen die Franken den heimatlichen Strand und Rettung vor den Verfolgern; denn als die Sachsen an den Fluß kamen, war der letzte Franke hinüber und der Nebel so dicht geworden, daß alles Suchen vergeblich und ihnen keine andere Wahl blieb, als wieder heimzureiten. Denn sie wußten wohl, daß Kaiser Karl bald mit so vielen Spießen am andern Ufer stehen würde, daß ihre leichtgefügten Scharen sich nicht hinübertrauen durften.

Im andern Jahr, als Karl zu neuem Kampf auf vielen Wegen ins sächsische Gebiet einreiten ließ, befahl er, an der Stelle, wo er die Hirschkuh in den Main schreiten sah, eine feste Burg mit Wall und Turm zu bauen, den Übergang zu hüten. Und nach dem, was dort geschah, ward die Veste Frankfurt geheißen; und drüben, auf der Frankenseite, wo Karl Sachsen siedeln hieß, die er nach glücklicheren Kämpfen gefangen aus der Heimat geführt hatte — weil er anders ihren Trotz nicht zu beugen hoffen konnte —, heißt es heut noch Sachsenhausen.

Karl und Elbegast

In einer Nacht, da Kaiser Karl in seiner neuen Pfalz am Rhein nicht gerade tief im Schlafe lag, da war es ihm, als spräche einer im Gemach: „Kaiser, steh auf und stiehl!" Das Wort rief ihm die Last und Fülle der Geschäfte, die seiner harrten, in der Seele wach, so daß er nicht mehr einschlafen konnte; er stand auf, schloff in die Brünne, setzte den Kronhelm auf, stieß das Schwert ins Gehenk und schritt durch die stillen Gemächer seiner Pfalz in den Burghof hinab, den eine niedrige Mauer nach dem Rhein abschloß. Dort stand der Kaiser, sah hinüber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nach den Bergen, deren Burgkronen im Nachtlicht schimmerten, und sann über das Traumwort, das nun wie ein herrischer Befehl ihm im Gemüte lag.

„Was sinnet Kaiser Karl?" sprach eine Stimme vor ihm in der Nacht. „Brütet er neuen Mord unter Sachsen und Avaren?" Karl schaute aus seinen Gedanken auf und sah vor sich auf der Mauer wie einen Frosch ein winzig Männlein hocken; das hatte das Kinn zwischen die nackten Knie geduckt und sah ihn aus grünflimmernden Augen an wie eine Katze; es war Elbegast, sein Leibkobold, der immer mit dem Kaiser zog, wo er auch reiten oder zelten mochte. „So, du bist's, Elbegast", sprach er launig, „dein Rat könnte mir heint wohl zustatten kommen; denn ich sinne, wo in dieser Nacht sich Stehlen lohnte." Sprach der Kleine: „Wenn Kaiser Karl ans Stehlen denkt, sollte er nicht vergessen, daß blanker Helm und Harnisch nicht auf Diebeswegen taugen. Trag dein Gewaffen in die Burg und folge mir; ich weiß dir einen Herrenstall und darin einen Gaul, den zu reiten nur der Kaiser würdig ist."

Karl tat nach solchem Rat, kam bald in kurzem Rock und Kappe aus der Pfalz und folgte dem Kleinen, der ihm vorauf durch ein Pförtlein schloff und einen Pfad einschlug, der stark bergan stieg. Nach mühevollem Klettern durch Gestrüpp und über Steingeröll standen sie vor dem Tor einer weiten Burg. Dem Kaiser stieg der Grolll im Herzen auf, als er sie erkannte: hier hauste einer, der sein Freund nicht war, Graf Harderich, der als Leuteschinder und Stegreifritter im ganzen Land verrufen war. Vor einem kurzen Wort, das Elbegast murmelte, öffnete sich geräuschlos das Tor; sie kamen in den Hof, und der Kleine sprach: „Steig du zum Saal hinauf und sieh dich dorten um, derweil ich nach dem Rosse geh."

Also stieg Karl die Stiege zum Saal hinauf, und Elbegast ging in den Stall. Karl stand nicht lange oben hinterm Türgewänd, das vor des Grafen Schlafkammer hing, als unten ein Roß zornig wieherte und drinnen aus der Kammer der Graf einem Knechte rief, daß er im Stalle nach den Rossen sehe, „mich deucht, es müssen hier Diebe sein." Der Knecht taumelte schlafbefangen die Stiege hinab, im Stalle fand er nichts, denn Elbegast hing wie ein Vogel oben im Gebälk, und der weiße Hengst stand ruhig vor der Krippe und schnoberte über dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hafer. Da ging der Knecht hinauf und rief dem Herrn, im Stall sei alles ruhig; aber kaum war er gegangen, als unten der Hengst aufstampfte und den Kopf ins Geschirr warf. Nun sprang der Graf aus dem Bette, nahm sein Schwert untern Arm und schritt selber hinab in den Stall; da fand er seinen Hengst in Ruhe stehen und sonst nichts. Wär ihm das Herz nicht so voll Grimm und Groll gewesen, er hätte wohl, trotz Nacht und Dunkel, den Schatten sehen müssen, der in die offne Türe fiel, und da im Türgewänd den Mann gefunden, der ihm auch nächtlich keine Ruh zum Schlafe ließ.

So aber kam er harschen Schritts in seine Kammer und warf sich auf das Lager, daß die Dielen ächzten. Nicht lang darauf vernahm der Lauscher, wie im Gemach die Gräfin zu ihrem Herrn sprach: „Daß du doch um eines Rosses willen dir deine Nachtruh rauben lässest!" „Was solltest du als Weib wohl davon wissen, was einem Edelmann sein bester Gaul bedeutet", antwortete der Graf ihr unwirsch. Darauf die Gräfin sprach: „Sonst schliefst du fest und tief, wenn auch im Stall die Mähren sich blutig schlugen. Nun läßt seit Wochen dich der Groll nicht schlafen, den du im Herzen wälzest gegen Kaiser Karl. Mich deucht, er ist euch allen doch zu stark. Du solltest deinen Frieden mit ihm machen, gleich so vielen, die nun an seinem Hof in Glanz und Ehren stehen." „Ich wär der letzte, der sich duckte vor dem Sachsenschlächter", sprach laut im Zorn der Graf, „auf morgen hat er uns in sein Gericht geladen; doch nimmt es wohl ein ander End, als er denkt. Denn unser zwölfe schwuren bei der Väter Blut, daß wir ihn, der hier am Rhein den Adel wie ein Marder würgt, mit unsern Dolchen in die Hölle stießen."

Karl hatte genug gehört, um zu verstehen, warum sein guter Engel ihn zu dieser Nacht auf Diebesfüßen gehen hieß. Mit heißem Dank im Herzen ging er in den Stall hinab, wo der Kobold immer noch vergeblich um den Schimmel schlich, ihn aus dem Stall zu ziehen. „Ein wahres Teufelsroß", sagte er, schwerer zu stehlen als Eier unter der Glucke." „Er ist Mannshände gewöhnt", sprach der Kaiser, „und wittert deinen Geisteratem; laß mich heran!" Er schob dem Schimmel die Hand in die Mähne, da stand er gleich, und als Karl ihn aus dem Halfter löste, ihm das Gebiß ins Maul und den Sattel auf den Rücken legte, rieb er schmeichelnd den schlanken Kopf an seiner Schulter

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und ließ sich dann, ohne Laut und Hufestolpern, aus dem Stall und vor die Burg führen.

Karl ließ Elbegast im Walde hinter sich, ritt in seine Pfalz und hieß, da es gen Morgen ging, alle Mannen sich wappnen. Dann zogen sie, Karl auf des Grafen Schimmel, nach dem Dingfeld. Von den Bergen her sprengte ihnen ein reisiger Hauf entgegen, das war Graf Harderich mit den Mordgesellen. Als er den Kaiser gerüstet sah und das Roß erkannte, das er ritt, schmolz in seinem Herzen der Grimm zu arger Kleinmut. Er hielt sein Pferd und blickte mit bangen Augen über seine Schar; da sah er angstbleiche Gesichter. Und als er, um wenigstens das Leben noch zu retten, aus dem Sattel sprang und mit flehenden Händen vor Karl aufs Knie sank, stiegen auch die zwölfe ab und knieten vor dem Kaiser. Der sprach in seinem Grimm nicht viel, hieß die Verschwörer greifen und ins Gericht führen, wo seine Kläger so viel Eideshelfer fanden, daß es des Kaisers Zeugnis nicht bedurfte, um sie alle auf den Block zu bringen.

Es wird am Rhein erzählt, daß Kaiser Karl aus dankerfülltem Herzen die neue Pfalz Ingelheim geheißen habe, weil seines Engels Rat im Traum das Land von einer bösen Plage und den Kaiser selber aus Todesfahr gerettet hatte.

Kaiser Karl hält Bischofswahl

Einmal, als den Kölnern ihr Bischof gestorben war, entstand unter den Domherren Zwietracht, wer nun Bischof werden sollte; und da setzten die einen ihren Sinn auf diesen und die anderen auf jenen, so daß sie eine gute Weile kein geistliches Oberhaupt in der Stadt hatten. Bald kam der Streit auch unter die Bürgerschaft, weil jede Partei sich Freunde warb; und weil es zu alter Zeit die rechte Art der Kölner war, was sie im Herzen trugen, auch mit den Händen anzufassen, so standen und liefen vor dem Domhof die Leute bald mit Waffen aufeinander, ein jeder Hauf, um seinen Mann auf den bischöflichen Stuhl zu bringen.

Ein treuer Mann zu Köln botschaftete das Unglück an den Kaiser Karl zu Aachen; dem kam der Bote, just als er am Abend nach einer heißen Jagd hinter Hirsch und Eber in seine Pfalz geritten war. Da ließ sein königlicher Zorn ihm kaum die Zeit, nach einem frischen Gaul zu rufen, so daß er nach kurzer

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Weile wieder im Sattel saß und, ohne eines Manns Geleit, nur von seinen treuen Packhunden begleitet, wieder in den Wald ritt, wo er den Weg nach Köln so sicher kannte wie seine Jäger oder Sendboten.

Er ritt die ganze Nacht mehr Trab als Schritt, so gut sein starkes Roß ihm laufen mochte, und kam am frühen Morgen bei Königsdorf aus dem Wald ins freie Land, wo er im Morgenlicht des fernen Stroms die Kölner Türme heiter blinken sah. Und da er ein Glöckchen klingen hörte und im Eichengrün eine ärmliche Kapelle sah, deuchte ihn noch Zeit genug, da einzutreten und Gott für den neuen Tag zu danken. Der Priester, der die Messe sprach, war ein kleiner Mann mit breiten Schultern und starken, werkgewohnten Armen, und Karl sah wohl, daß der sich um sein Leben reichlich plagen mußte. Drum legte er, als das „sursum corda" gesagt war, einen neuen Goldgulden auf den Altartisch und ging wieder an sein Gespräch mit Gott, dem König über alle Könige, bis ihm der Priester seinen Segen gesprochen hatte.

Als er sein Roß beim Zaum genommen und den Fuß in den Stegreif setzen wollte, trat aus der Tür der Priester zu ihm, hielt ihm den Gulden dar und sagte: „Hier opfert man kein Gold; nehmt Euern Gulden wieder, Freund!" Karl wunderte sich nicht wenig, daß ein Armer solche Gift verschmähen sollte, und sprach zu ihm: „Den Gulden hab ich Gott geopfert, braucht ihn zu Gottes Dienst." „Dazu bedarf's des Goldes nicht", sagte der Priester wieder, „Ihr seid, nach Eurem Kleid und Waffen, ein Jägersmann; wollt Ihr der Kirche freundlich sein, so schickt mir das Fell von einem Hirschlein oder Reh zu einer neuen Decke für mein Meßbuch; das dient mir besser als Euer Gold."

Karl schob den Gulden in die Tasche, saß auf und ließ sein Rößlein traben, bis er vor Mittag in die Stadt geritten kam. Da trat er in den Domhof, rief nach dem Propst und hieß ihn, nach Tisch die Herren zum Kapitel rufen, er wolle die Bischofswahl mit ihnen halten. Eh er von dem Essen, das sie ihm vorsetzen ließen, aufstand, waren jene zwei, die gern den Bischofshut getragen hätten, schon vor den Kaiser hingetreten; und jeder tat sein Wort, so gut er's konnte, und jeder bot sich an, ihm Bischofring und Stab mit harten Gulden zu bezahlen. Der Kaiser lächelte, als ob er solches ganz in der Ordnung fände, und hieß

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie kurz und bündig, das Geld noch vor der Wahl in seine Hand zu geben, worauf sie ihn nicht warten ließen.

Darauf ließ er sich in den Saal führen, wo das Kapitel seiner harrte und der Schreiber sein Pergament und Fläschchen schon bereit hielt. Sie stellten ihm die Kandidaten vor, und Karl ließ sich beider Verdienst und Anspruch nach der Länge preisen, und als ihm lang genug geredet schien, kam er zu Wort und sagte, er habe über Nacht im Dienst der heiligen Kirche und seiner lieben Stadt einen scharfen Ritt getan und in der Frühe Gott um seinen Segen und einen guten Ausgang angehalten. Die Sache ließe sich auch günstig an, indem er von ihren Kandidaten Gold genug empfangen habe, des Stiftes Schulden gänzlich zu bezahlen. Auch einen Bischof habe er für sie gewonnen, der sei ein würdiger Priester und habe Ring und Stab mit einem einzigen Gulden erkauft, indem er das Opfer, das er ihm auf den Altar legte, nicht habe nehmen wollen. Den setze er ihnen, kraft kaiserlicher Macht und als der heiligen Kirche Vogt und Schirmherr, zu ihrem Oberhaupt und Hirten.

Sie wußten ihm kein Wort darauf zu antworten, doch mußten ihrer zwei den gleichen Tag noch reiten und den armen Priester aus dem Wald nach Köln führen, wo Karl ihn feierlich zum Bischof krönen ließ. Der fromme Mann hieß Hildebald und ist den Kölnern ein guter Hirt und Kaiser Karl ein treuer Freund und Rat geworden.

Kaiser Karls Tochter und sein Schreiber

Es hat kein deutscher König sein Leben durch weniger Ruh genossen als Kaiser Karl der Große, der viele tausend Meilen — nach Spanien, Welschland und Ungarn — geritten ist; und doch erzählen alte Geschichten, daß er gar ein häuslicher Mensch gewesen, dem es nur am Herdfeuer unter Frauen, Freunden und Kindern recht von Herzen wohl sein konnte. Und wenn die hohen Jahresfeste kamen, Winters und Sommers Wende, zu denen er, nach altem Brauch der Frankenkönige, sich reichlich Ruhe gönnte, da mußten Weib und Kind samt allen, die zum königlichen Haus gehörten, die kurze oder weite Reise zu seinem Hoftag reiten; und so nur einer der Treuen und Geliebten fehlte, weil er krank war oder in des Reichs Geschäften ferngehalten, war des Kaisers

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Festtagsfreude klein und ihm das Herz beschwert. Darum trug er auch wenig Sorge, seine schönen Töchter weit fort von seinem Hof an Fürsten oder Herzöge zu verheiraten, und stand ihnen nicht im Wege, wenn sie ihr Herz und Lieben zu den Freunden zog, die er an seinem Hofe hielt, und von mehr als ihrer einem weiß die Sage zu berichten, dem mit väterlichem Segen eine stolze Kaisertochter vermählt wurde.

Unter den Weisen und Gelehrten, die Karl aus fernen Ländern an seinen Hof und Herd gerufen hatte, war auch Eginhard, ein adeliger Franke, den Alkuin im Kloster Fulda erzogen und dem Kaiser zugesandt hatte. Hier wuchs er durch sein stilles, starkes Wesen bald in aller Liebe ein und ward, noch jung an Jahren, Karls vertrauter Freund und Schreiber, dem er die innersten Gedanken aufschloß. Auf der Pfalz zu Ingelheim, wo Karl mit seinem Hof beizeiten länger weilte, sah Imma, des Kaisers liebste Tochter, die dem Sohn des Griechenkaisers versprochen war, den jungen Freund des Vaters; und da fiel die Liebe, wie ein starkes Feuer, in zwei adelige Herzen, daß sie eins des andern Tag und Nacht gedachten.

Der Jüngling vermochte es nicht, seine Liebe zu verschweigen, und weil er keinem Boten traute, ging er in einer langen Winternacht über den Burghof nach dem Frauenhaus und pochte an Immas Tür. Sie schloß ihm auf, und da sie ihn erkannte und das eigene Herz ihr seine Liebe schon verraten hatte, führte sie den Jüngling in ihre Kammer. Da hörte sie aus seinem Munde das Bekenntnis inniger Liebe und vergaß in solchem Glück, daß sie dem Vater einen Schmerz bereite, wenn sie — statt des märchenfernen Griechenprinzen zu gedenken — den adeligen Franken in die Arme schloß. So fanden die Liebenden sich in kalter Winternacht zum ersten Glück vereint und wurden erst durch den frühen Hahnenschrei gemahnt, daß sie sich trennen mußten.

Als Eginhard über die Schwelle schreiten wollte, sah er, daß über Nacht ein tiefer Schnee gefallen war, in dem jeder Tritt von seinen Mannesfüßen bleiben und seinen Gang verraten würde. Er ging wieder zu der Jungfrau und sagte ihr seine Sorge. Sie war in allem ihres Vaters echte Tochter, stark und kühn, fast wie ein Mann. Sie hob den Jüngling mit den Armen und trug ihn rüstig durch den Hof bis vor die Tür des Männersaals und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schritt dann, den Fuß mit Vorsicht in die eignen Spuren setzend, rückwärts zu ihrer Kammer.

In dieser Nacht hatte Karl, wie oftmal vorher, auf seinem Lager keine Ruh gefunden und war in ein Fenster getreten, das nach dem Burghof ging. Da sah er im Licht der Schneedecke, wie seine Tochter mit ihrer Bürde über den Hof geschritten kam und darauf leichtern Trittes mit leeren Armen zurückeilte. Es wallte ihm aus dem Herzen auf, doch nicht von Schmerz und Zorn allein, daß seine Tochter und der Jüngling, dem er vertraute, einen Liebeshandel miteinander hatten, den sie vor ihm und aller Welt verbergen wollten; denn stärker als sein Schmerz war die Bewunderung des kühnen Mutes, der sein Kind so handeln ließ. Drum brach in seinem königlichen Herzen die Liebe nicht; und als am Morgen, nach anderen Dienern, auch Eginhard, wie jeden Tag, in Geschäften zu ihm kam, verriet ihm Karl mit keiner Miene, daß er um ihr Geheimnis wußte.

Dem Jüngling brannte die Scham, daß er sein Glück nur wie ein Dieb besitzen konnte, dazu die Furcht, es möchte sein Tun von bösen Zungen doch verraten werden und seine Liebste so in Schande kommen, so heiß im Herzen, daß er vor seinem Herrn auf die Knie sank und bat, ihn seines Dienstes zu entlassen, weil er sich kaiserlicher Huld nicht sicher fühle, da ihm nach langem Dienst kein Lohn geworden sei. Dazu schwieg der Kaiser lange, zeigte aber nicht Zorn noch Ungeduld, sondern sagte endlich mit Güte, er möge seines Lohnes wegen in Geduld noch eine Weile warten.

Am gleichen Tage berief Karl die Freunde und vertrauten Räte zu einem Hausgericht, in dem er selber klagte gegen seine Tochter Imma und den Schreiber Eginhard, wie sie das königliche Ansehen und des Hofes Ehre durch heimlichen Liebeshandel verletzt hatten. Sie saßen alle stumm im ersten Schrecken und erwarteten den Ausbruch seines Zorns. Als aber Karl in Ruhe dann erzählte, was er in der Nacht geschaut hatte, und dann um ihren Rat zu einem Urteil fragte, meinten sie doch, in seiner Stimme einen Ton von milder Rührung zu hören. Auch kannten sie seinen Sinn genug und waren selber milden Herzens, so daß sie sagten, der König möge, da sein Herz und Ansehen von dieser Sache am stärksten getroffen sei, das Urteil selber finden.

Karl war über dieses Urteil schon in keinem Zweifel mehr; er fühlte seine Zeugenschaft nicht anders, als einen Wink von

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

oben, daß er das Glück des Kindes nicht einem Machtgedanken opfern und sie dem Manne geben solle, dem die Liebe zu einem großen Wagnis Mut geschaffen hatte, und der auch so stolz war, daß er sein Glück nicht wie ein Dieb besitzen wollte. Darum sagte er, daß er, um der großen Liebe willen, die sein königliches Herz den beiden trage, keine Schande auf sie legen, sondern sie ehelich als Mann und Weib zusammengeben wolle.

Dieses Urteil priesen seine Räte aus frohem Herzen, und er hieß Eginhard hereinrufen, damit er ihm, des Lohnes wegen, den versprochnen Bescheid sage. Karl sprach zu ihm: „Hättest du uns deine Klage früher gesagt, so wär dein Dienst dir eher vergolten worden. Nun will ich dich lohnen, indem ich dir mein Kind Imma, die dich mit Armen umfangen und getragen hat, zum ehelichen Gemahl gebe." Darauf ließ er auch das Mägdlein rufen und befahl ihr, daß sie dem Schreiber Eginhard die Hand zum Ehebunde reiche; worauf beide, im Angesicht des ganzen Hofes, sich angetraut wurden.

Karl hielt das junge Paar in seiner Huld und begabte Imma reich mit Höfen, Äckern, Wald und Gold. Eginhard diente dem Kaiser als sein Getreuester bis zu seinem Tode und hat nach dem, ein Denkmal seiner Treue, des Kaisers Leben und Taten in einem Buch erzählt, so daß sein Name, mit des großen Herrschers Andenken, bis auf diesen Tag gekommen ist.

Der Bürgelwald

Nach langem Krieg und manchem harten Streit hatte der große Kaiser Karl den Trotz der Sachsen bezwungen und auf ihren starken Nacken das fränkische Joch und das milde Gesetz christlichen Glaubens gelegt. Jetzt war er heimgekehrt, um mit seinen Freunden in der neuen Pfalz zu Aachen des Herrn Wiegenfest zu feiern. Und als auf seinem Herd der Julblock ausgeglüht hatte, trieb ihn das heiße Blut, zu jagen in den großen Wald, der zwischen Roer und Erft von den Eifelbergen in die weite Ebene zieht und heute der Bürgelwald geheißen wird. Ein königlicher Hof lag vor dem Wald, da hatte Karl einen weiten Saal und ander Gemach zimmern lassen, um — wenn's ihm so behagte — auch länger als nur einen Tag im Bürgelwald zu jagen. Und wenn er hier, nach scharfer Jagd auf Wolf und Keiler, beim

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Mahle saß und sich den Braten munden ließ, den er mit eigner Hand gewann, mißte er nicht gern eine von den königlichen Freuden, die sein Herz nach langer Kriegsfahrt und anderen Reichsgeschäften zu neuer Arbeit stärken sollten. Und wie in der Pfalz zu Aachen, durfte auch hier der Sänger nicht fehlen, der ihm zur Harfe die alten Lieder der Franken sang.

Unter den Sängern an seinem Hof liebte Karl keinen mehr als den ritterlichen Griechen Arnold, der in der Welt weit umgefahren, manches Land und Abenteuer erkundet hatte und nicht nur das süße Saitenspiel zu rühren und lieblich zu singen wußte, sondern, nicht anders als der Kaiser selber, ein kühner Reiter und Jäger war, den sein Wagemut zu tollen Taten trieb, obgleich er an Gestalt und Antlitz zart wie ein Mägdlein schien. Arnolds Herz stand nicht nach Geld und Gut, die Gaben, mit denen der König seine Treue und seine Lieder lohnte, schenkte er an die Armen und Elenden, und niemals hatte er, wie das bei königlichen Festen Brauch und Sitte war, den Herrn um Gunst und Gabe angesprochen.

Auf einen Tag, als nach der Morgenjagd Karl mit den Jägern bei der Tafel saß und seine Edelknaben aus blanken Kannen das Wasser über die Hände gossen, trat Arnold vor des Kaisers Hochsitz, bog das Knie zum Gruß und sprach, indem er bittend seine Hände hob: „Vergönne mir, mein Herr und König, eine Bitte vor dein Ohr zu bringen!" Es nahm den Kaiser wunder, daß einer, der ihn nie gebeten hatte, jetzt zur Unzeit eine Gabe von ihm heischte; doch weil er den Sänger liebte, sprach er freundlich: „So bitte! Dir gibt der Freund, was dir der Kaiser geben darf." Da sagte Arnold: „Gib mir den Teil des Waldes, den ich umreiten kann, indes du hier beim Mahle sitzest." Die Bitte schien dem Kaiser so gering, daß er sagte: „In so kurzer Weile magst du nicht viel erwerben. Doch ist es so, daß du, wenn meine Huld dir einmal fehlen soll, als freier Herr im eignen Walde jagen willst, so will ich dir mehr Zeit zum Reiten gönnen und dir dazu den besten meiner Renner aus Arabia satteln lassen." Arnold dankte für die neue Gunst, bog vor dem Herrn sein Knie und schritt in den Hof hinab; da sprang er in den Sattel und ritt hinweg.

Als das Mahl zu Ende ging und Karl wohl denken mochte, daß es ihm heut geraten sei, den Trugsessen das Zeichen, die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Tische auszutragen, später zu geben, trat der Sänger wieder in den Saal. Der Kaiser rief, als er ihn sah: „So bald kommst du zurück? Ich fürchte, der Wald, den du umritten hast, ist zu eng für eine Wildbahn." „Ich denke nicht daran, in deinem Holz zu jagen", sagte Arnold, „und dennoch hab ich den ganzen Wald umritten. Ich hatte ihn seit dem frühen Morgen mit raschen Pferden umstellen lassen, und meine List ist wohl gelungen. Das mögen dir die Knechte zeugen, die deine Rosse hielten, und die Kerben, die mein Schwert überall in die Stämme hieb."

Der Kaiser zog die Brauen, als ob ein solcher Scherz ihm wenig gefalle; er schwieg und unterließ es, heute, wie an anderen Tagen, den Sänger um ein Lied zu bitten. Arnold sah des Kaisers leisen Gram und sprach: „Herr, zürn mir nicht, daß ich dich täuschte! Ich habe es nicht zu meinem Nutzen getan, sondern zum Trost der Armen. Darf ich dir ein Lied singen?" Karl lächelte ihm zu und sprach: „So sing uns!"

Arnold zog die Harfe an die Knie, tat ein paar Griffe in die Saiten, daß die Töne rauschend durch den Saal klangen und jede Stimme schwieg. Dann hub er zu singen an von großer Not, die in zwanzig Dörfern auf den armen Bauern lag, weil sie in strenger Winterkälte kein Holz zum Heizen hatten, obgleich sie dem Wald so nahe wohnten; denn Karls Wildbann verbiete ihnen, bei Strafe an Leib und Leben, in den Wald zu gehen. Und dann: wie glücklich der zu preisen sei, der solche Not, um Gottes Lohn, von den Armen nehmen könne. Jetzt sei, durch des edlen Kaisers Huld, der Bauern Leid geendet, indem der ganze Wald ihr Eigen sein und bleiben solle auf ewige Zeit.

Als der Sänger verstummt war, saß König Karl noch lange schweigend, unterdes die Gäste laut den Sänger und den Geber lobten. Dann stand er auf, zog von seiner Hand den Ring aus rotem Gold, den reichte er dem Sänger dar und sprach: „Du tatest, wie dein gutes Herz dir riet, was ich mit Freuden loben muß. Nun sei der Wald, der meinem Herzen teuer war, wie dieser Ring dein Eigen, und mit dem Walde sei es Hof und Saal, wo ich von Stund an nur dein Gast bin und auch fernerhin gerne einkehren will, wenn der große König über uns mir noch mehr Jagdwinter schenken will. So nimm den Ring als Zeichen königlicher Huld und Gabe und trag ihn an deiner Hand, damit er stündlich dich zur Treue rufe."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Auf den Knien nahm Arnold den Ring und küßte seines Herrn Hand, und im Saale scholl der laute Jubel über König Karls Güte und Milde.

Von König Karl und seinem Sänger Arnold meldet kein Buch oder Chronik; aber das Volk in den Dörfern um den Bürgelwald, das alljährlich noch aus seinem Walde Holz und Streu empfängt, hat sein Andenken in der Sage bewahrt und den Ort, wo Karls Saalhof stand und Arnold gestorben sei, aus dankbarem Herzen Arnoldsweiler genannt.

Der Schlangenstein

Als Kaiser Karl einmal in Zürich weilte, ließ er vor dem Haus, darin er wohnte, ein Gestühl mit einer Glocke aufrichten, und durfte jeder, der sein Recht von ihm begehrte, an dem Glockenstrange ziehn. Da geschah es eines Tags, als der Kaiser zu Tische saß, daß die Glocke schlug, doch des Kaisers Diener, als er hinausging, niemand beim Gestühle fand, der sein Recht begehrte. Der Diener meldete das dem Kaiser; darüber ward die Glocke zum andernmal geschlagen, und Karl schickte ihn wieder hinaus. Da sah der Diener nun, wie eine Schlange daherkroch, sich unter dem Strange aufbäumte und ihn mit ihrem Maule zog. Als dies dem Kaiser gesagt wurde, war er hocherstaunt, wie daß ein unvernünftig Tier sein Recht an ihn begehren sollte, stand mit den Seinen vom Tische auf und ging hinaus. Da neigte das Tier sich vor dem Kaiser und kroch dann vor ihm her bis zum See an einen Ort, wo eine große, garstige Kröte auf einem Nest voll Schlangeneier lag. Hierauf hat der edle Kaiser für Recht erkannt, daß die Kröte verbrannt und die Schlange bei ihren Eiern ungestört zu lassen sei.

Nicht lange darauf, als Karl wieder zu Tische saß, kam eben dieselbe Schlange in den Saal gekrochen vor des Kaisers Tisch. Da neigte sie sich dem Kaiser wieder, schloff auf die Tafel und ließ aus ihrem Maul einen köstlichen Stein in den kaiserlichen Becher fallen, worauf sie sich noch einmal neigte und wieder hinab und aus dem Saal kroch. Karl staunte über die Dankbarkeit des Tieres und hieß an dem Orte, wo er der Schlange Recht sprach, eine Kapelle in der Ehre Gottes errichten; den Schlangenstein aber schenkte er seiner Gemahlin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Seit dieser Zeit fühlte Karl sich mit starker Liebe zu ihr gezogen, er mochte sie nicht mehr verlassen, und wenn er fern von ihr sein mußte, ward er krank vor Sehnen und Trauern. So sehr hing er an ihr, daß er alles vergaß und die Geschäfte des Reiches vernachlässigte. Das hörte auch nicht auf, als sie nach Jahren starb; denn da verbot er, daß man ihren Leib begrabe, und saß an ihrem Totenlager und redete ihr zu, als ob sie lebe.

Seine Freunde waren traurig, daß der edle Kaiser sich so an eine tote Frau ergäbe, deren Leichnam schon zu riechen angefangen. Sie baten ihn, daß er sie begraben ließe, aber er blieb auf all ihr Bitten taub. Da kam dem treuen Erzbischof Turpin in den Sinn, es möchte wohl ein Zauber sein, der den Kaiser zwinge, und als Karl einmal das Gemach, darin die Tote lag, verlassen hatte, beschaute er den Leib, brach ihren Mund auf und fand unter ihrer Zunge den Schlangenstein, den nahm er weg. Unterdes kam Karl herein, und als er den Leichnam sah, atmete er tief, gleich einem, der aus schwerem Schlaf erwacht, und befahl zur Stunde, daß man die Frau begrabe.

Alle Trauer war von ihm gewichen, er ergab sich wieder seinen Geschäften; doch zeigte er nun eine überaus große Liebe zu dem Erzbischof, der wohl immer sein vertrauter Rat gewesen war, jetzt aber den Kaiser nicht mehr verlassen durfte. Da verstand der fromme, treue Mann, daß dem Stein Zauberkraft innewohne; und weil er fürchtete, er könnte einmal in schlechte Hände kommen und zu Bösem gebraucht werden, warf er ihn nicht weit von dem Ort, wo gerade das kaiserliche Hoflager war, in ein heißes Wasser. Seitdem liebte der Kaiser diesen Ort mehr als jeden andern, er war oft und lange da und hieß daselbst eine kaiserliche Pfalz erbauen und ein Münster in der Ehre Unser lieben Frauen; in dem wollte er nach seinem Tod begraben sein. Auch bestimmte er, daß nach ihm alle Kaiser in dem Münster sollten geweiht und gekrönt werden.

Adalbert von Babenberg

Nach König Arnulfs Tode, als die Krone an Ludwig, seinen unmündigen Sohn, gekommen war, erblich die fränkische Königsmacht, die seit den Tagen Pipins und des großen Karl noch drei Menschen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

alter lang ihren Glanz erhalten hatte, wie ein mattes Abendrot. In Thüringen und Sachsen hätte auch ein stärkerer als eines Kindes Arm die mächtig gewordenen Herzöge und Landgrafen kaum zum Gehorsam zwingen mögen; und selbst im Frankenland, an Rhein und Main, war königliche Gewalt in schwacher Geltung, weil die mächtigsten Fürstengeschlechter: das Königshaus der Konradine und die Babenberger, durch Jahre hin in harter Fehde lagen. In dieser Zeit hielt der Mainzer Bischof Hatto, der für den Knaben Ludwig das Reich versah, mit List und harter Strenge die Reste königlichen Ansehens aufrecht und brachte es zuletzt so weit, die Babenberger Macht ganz in den Staub zu zwingen. Zwei Brüder dieses Hauses, die das Kriegsglück in seine Hand brachte, ließ er von den Fürsten als Rebellen richten und enthaupten. Desto trotziger stand Adalbert, der letzte der Brüder, in seiner Macht, die sich auf starke Türme und kühne Herzen stützen konnte. Und nach dem alten Recht, daß Blut nach Blute schreit, hieben seine Reiter in einem Überfall einen westfränkischen Haufen nieder, bis auf den letzten Mann. Dabei ward des Königs Bruder, fast noch ein Kind an Jahren, mit erschlagen.

Der Bischof Hatto, den des Königs Freunde zur Rache drängten, sah wohl voraus, daß ihre schwache Kraft sich an den Babenberger Burgen zu Tode stürmen würde. Doch was er mit Stärke nicht erstreiten konnte, sollte List ihm gewinnen helfen. Ungeleitet und ohne Waffen kam er vor Adalberts Burg geritten und ward eingelassen, da er sagte, er sei gekommen, eine Sühne zu stiften. Und so klug und schmiegsam wußte er dem Grafen zuzureden, daß dieser einwilligte, auf die feierliche Zusage sichern Heimgeleits, mit dem Bischof zu einem Friedetag an den Königshof nach Mainz zu reiten.

Als am andern Morgen Adalbert seinen Reitknecht satteln hieß, sprach sein Ehgemahl: „Wie magst du Hattos glatten Worten trauen? Sein Herz ist hart wie die schwarzen Steine, aus denen er am Rhein sich Türme baut. Denk an die Brüder!" Adalbert antwortete: „Er hat mir einen Eid beim heiligen Kreuz geschworen, daß er selber mich heim auf meine Burg geleiten werde; und eines Bischofs Eid ist stärker als der tiefste Haß." So ritten sie selbander aus der Burg den Main hinab. Nach einem kurzen Ritt hielt Hatto inne und sprach, indem er mit der Rechten über den schmalen Leib fuhr und hinter sich nach der Burg hinauffah:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Mir murrt der Magen, daß ich fürchte, den langen Ritt bis Mainz nicht hinter mich zu bringen. Auch schien mir euer Gemahl beim Abschied etwas vergrämt zu sein, so daß ich denke, sie werde ihrer Sorge ledig, wenn wir an ihrem Tisch als Freunde den Morgenimbiß essen." So ritten sie zur Burg zurück und nach dem Frühstück wieder ins Tal hinab gen Mainz.

Sie kamen in den Königshof, wo im Saale schon die Fürsten saßen und bei Adalberts Eintritt gleich vor dem König auf ihn Wehe riefen und ihn des Mordes an dem jungen Fürsten schuldig schwuren. Im Vertrauen auf des Bischofs Eid, ließ der Babenberger Klage und Urteil über sich ergehen; doch als die Schergen kamen, um ihn hinabzuführen, und er im Hof den Nachrichter mit dem nackten Schwert beim Richtblock stehen sah, rief er nach dem Reichsverweser und mahnte ihn an das zugeschworene Geleit. „Den Eid, den ich Euch schwur", sprach da der Bischof, „hab ich Euch gehalten und erfüllt, als ich mit Euch zur Burg hinaufritt und an Eurem Tische aß. Jetzt steht Ihr in des Königs Macht und nicht in meiner."

So kam der letzte Babenberger durch Bischof Hattos List um seinen Hals.

Die goldene Halskette

Als Bischof Hatto die Babenberger bis auf den letzten Sproß verdorben hatte, dachte er darauf, den stärksten Feind des neugewählten Königs Konrad, Heinrich, den Herzog der Sachsen, auch in den Staub zu ringen. Die fränkische Macht war zu der Zeit im Felde nicht so stark, daß sie sich mit den Sachsen hätte messen dürfen. Auch war es nicht des Bischofs Art, das ungewisse Glück der Waffen anzurufen, wenn große List und wenig Blut leichteren Erfolg versprachen. Weil er wohl denken mochte, daß der trotzige Sachse sich von niemand mit einer Eisenkette werde schließen lassen, wollte er's mit einer goldenen und gleisnerischen Worten versuchen. Drum sandte er einen seiner Dienstleute, den er sich ganz ergeben glaubte — weshalb er ihn auch gänzlich in seinen Plan einweihte —, zum besten Goldschmied in Mainz und hieß den, aus starkem Golde eine schöne Kette schmieden. Zugleich schickte er ins Sachsenland königliche Boten mit einem Brief an Herzog Heinrich, darin er ihn mit freund-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lichen Worten und in des Königs Namen an den Hof nach Mainz zu einem Friedenstage lud.

Dem Herzog war es nicht bestimmt, durch eines Franken List um seinen Hals zu kommen, da er, nach Gottes Rat, nachmals des Reiches Krone tragen sollte. Doch da er, arglosen Gemüts, nicht denken mochte, daß jemand in des Königs Namen mit List und Trug zu Werke gehe, gab er den königlichen Boten den Bescheid, daß er mit so viel Gefolge, als ihm und dem König zieme, auf Pfingsttag an den Hof zu reiten dächte. Der Bischof empfing die Zeitung recht mit Freuden, und da es schon gen Pfingsten ging, schickte er seinen Dienstmann in die Stadt, den Goldschmied zu befragen, ob er das aufgetragene Werk auch ausgeführt.

Der Meister griff in seine Truhe und zog das Geschmeide hervor, daß es im Sonnenlichte funkelte. Der Dienstmann ließ es durch seine Hand gleiten; und da ihm das schwere Gold recht in den Händen wog, dachte er dessen, dem es bestimmt war, und seufzte recht in sich hinein. Der Meister mochte glauben, er seufze, weil ihm sein Werk nicht recht gefalle; so fragte er: „Mißfällt Euch etwas an dem Werk, daß Ihr so seufzet?" „Ach nein", sprach des Bischofs Dienstmann, „Euer Werk ist ohne Tadel, so daß ich denken muß, es werde seinen Zweck nur gar zu gut erfüllen." „Seid Ihr nicht klug, daß Ihr darum seufzen wollt, wenn der König einen Mann wie Herzog Heinrich mit dieser Kette ehren will?" sprach der Goldschmied. „Ist es für Volk und Reich nicht besser, daß die Fürsten Freunde sind, als daß sie sich bekriegen?" „Das denk ich auch", sprach Hattos Dienstmann, „und darum muß ich seufzen. Denn ich weiß es aus des Kanzlers eignem Munde, daß in dieser Kette der stolze Sachsenherzog erwürgt werden soll." — „Was gehet uns der Fürsten Zwietracht an", sprach der Meister. „Ich schuf mein Werk, wie mir's Euer Herr gebot. So nehmt es hin!"

Das sagte er, damit jener nicht argwöhne, was er im Sinn hatte. Denn gleich vielen war er dem kühnen Sachsen hold, weil er der deutschen Waffen Ruhm in manchem Sieg über Slawen und Heiden hatte strahlen lassen. Als der Abend über die Stadt gekommen war, schloß er seine Werkstatt und sagte zu Weib und Geselle, daß er noch heute über Land müsse in des Kanzlers Diensten. Vor der Stadt schlug er den Weg gen Norden ein und wanderte durch die Wetterau den alten Frankenweg ins Hessen-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

land, den Weg, den Herzog Heinrich kommen mußte. Als er nach Kassel kam, sah er vor der Burg sächsische Reiter und ließ sich durch ihrer einen vor den Herzog führen; denn er hatte ihm gesagt, es gehe um des Herzogs Leben. „Ihr wollt nach Mainz zum König", sprach er vor dem Fürsten, „so hört mein Wort als eines Freundes Rat und reitet heim. Herr Hatto steht Euch nach dem Leben." Und erzählte ihm, wie er die Kette geschmiedet und dabei erfahren hatte, zu welchem argen Werk sie dienen sollte. Der Herzog glaubte dem ehrlichen Manne und ließ ihn, wohl gelohnt, von einem treuen Diener noch in der Nacht gen Mainz geleiten.

Des andern Morgens, als seine Reiter aufgesessen waren, rief er Hattos Boten, der in seinem Gefolge ritt, zu sich und sprach zu ihm, den Fuß im Stegreif: „Wir reiten heim gen Sachsen; willst du nach Mainz, so magst du deinem Bischof sagen, Herzog Heinrichs Hals sei um nichts härter als der seines Vetters Adalbert. Und weil er schon um eine Kette für meinen Hals soviel von seines Königs Golde ausgegeben, wollte ich ihm mit meinem Gefolge nicht auch noch zur Last werden. Aber wie unsere sächsischen Gerichte schmecken, das könne er zu jeder Zeit erfahre, wenn er gen Sachsenland geritten käme, doch würde man ihm den Willkomm mit dem Schwerte geben."

Darauf ist Heinrich heimgeritten, und Hatto erfuhr von seinem Boten, daß er vor seinem Anschlag war gewarnt worden, doch niemals, wer der Warner gewesen. Die Sage glaubt, daß Hatto aus Grimm über diesen Fehlschlag bald gestorben sei.

Hattos Ende

Des Mainzer Bischofs hartes Herz wußte von keinem Erbarmen. Und als einmal nach langer Sommerdürre, in der kein Tröpflein Regen die Mainzer Ebene genetzt hatte, die Keller und Scheuern leer blieben, tat er nichts, um das arme Volk zu trösten, obgleich seine Kammern aus dem letzten, reichen Jahr noch Korn genug bargen. So liefen die armen Hungrigen aus den Toren über das Land, wo auch bald nichts mehr zu finden war, und kamen mit Gram und Groll im Herzen und dem scharfen Zahn des Hungers in den Eingeweiden in die Stadt zurück, wo sie in die Läden der Brotbäcker einbrachen und ihnen die wenigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Laibe von den Bänken rissen, die sie, noch heiß und dampfend, in sich hineinschlangen. Und als sie sich vor dem Domhof in Haufen drängten und das Tor zu stürmen drohten, um des Bischofs Korn zu holen, stand Hatto oben in einem Fenster, lachte grimmig und hieß seinen Knecht hinabgehen und ihnen sagen, sie möchten vors Tor zu seiner Scheuer gehen, da wollte er ihnen das Korn teilen lassen.

Als sie draußen standen, kam auch der Bischof bald geritten und hieß das Tor aufschließen. Da drängten sie hinein, gleich Hammeln in die Hürde; denn jeder fürchtete, daß er zu spät käme und ihm ein anderer sein Teil forttrage. Man weiß nicht, ob's durch des Bischofs Verrat oder wie sonst geschah, daß Feuer in die dürre Scheune fiel, die in einem Augenblick in Flammen stand, in denen viele, die drinnen waren, verbrannten oder im Gedräng zertreten wurden. Das Wehgeschrei der Unglücklichen rührte den harten Mann so wenig, als vordem ihres Hungers Not; er schaute dem Feuer zu und sagte: „Nun hör ich die Mäuse pfeifen, die mein Korn forttragen wollten."

Doch nach kurzen Tagen wurde Hatto krank und lag geschwollen und mit Schwären an allem Leibe in seinem Gemach. Und von den Beulen ging ein solcher Gestank aus, daß die Diener nicht bei dem Kranken bleiben mochten. Da stiegen aus Kellern und Gossen die Ratten und Mäuse herauf, die liefen über den Bischof und nagten das Fleisch von seinen Gliedern. Nun bot er denen, die noch zu ihm kamen, Gold aus seinem Schatz, daß sie ihn auf sein Jagdschiff trügen und das den Rhein hinab gen Bingen führten, wo er auf einem Felsen mitten im Strom einen festen Turm hatte bauen lassen. Sie taten nach seinem Wunsch; doch auch da im Turm konnten sie in dem Gestank, der von seinen Schwären kam, nicht atmen, weshalb sie ihn verließen. Nun währte es nicht lange, da schwammen Scharen von Mäusen über das Wasser; sie kletterten an dem Turm hinauf und fielen über Hatto her. Und während die Glut des Fiebers ihn von innen verzehrte, bissen und nagten die grauen Tiere an seinem Fleisch und seinen Gliedern, bis er elend umkam. Kein Mensch hat um den harten Mann getrauert; aber die Sage von seinem grimmigen Gemüt und falschen Sinn lief durch Jahrhunderte von Mund zu Mund; und jener Turm im Rhein, da ihn die Mäuse fraßen, heißt immer noch der Mäuseturm.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Grafen von Eberstein

Kaiser Otto der Andere mußte Jahre durch mit seinen Brüdern um das Reich kämpfen; und als er sie im Felde besiegt, auch die mächtige Stadt Straßburg bezwungen hatte, wandte er seine Macht gegen die Fürsten und Edlen, die es mit seinen Feinden gehalten hatten.

Darunter waren die Grafen von Eberstein, und ihre beste Burg lag bei Baden im Schwarzwald. Des Kaisers Heer umzog die Burg, konnte sie aber nicht bezwingen, weil der Burgfels schier unersteiglich war und die Grafen mit ihren Mannen sich aufs tapferste wehrten. Als die Burg im dritten Jahr noch nicht bestürmt war, riet ein kluger Mann dem Kaiser zu einer List: er solle einen Hoftag nach Speier ausschreiben und dazu verkünden lassen, daß jedermann, der da im Ritterspiel reiten und stechen wolle, in des Kaisers freiem Geleit kommen und gehen dürfe. So würden die von Eberstein sicherlich nicht säumen, nach Speier zu kommen, um ihre Tapferkeit zu beweisen. Unterdes möge der Kaiser ihre Burg bestürmen lassen.

Das Fest zu Speier wurde darauf verkündet, der König, viele Fürsten und Herren waren gekommen, auch die drei Ebersteiner. Im Turnier wurde manche Lanze gebrochen, und des Abends begannen die Reihen, wobei der jüngste Graf von Eberstein, ein schöner Mann mit krausem Haar, vortanzen mußte. Als der Tanz zu Ende ging, nahte sich heimlich eine schöne Jungfrau und raunte dem Grafen zu: „Hütet euch! Denn der Kaiser will eure Burg ersteigen lassen, während ihr hier seid; eilt noch heute nacht zurück!" Die Grafen berieten sich und wurden eins, daß sie der Warnung folgten. Darauf kamen sie wieder zum Tanz und forderten die Edlen und Ritter zum Kampf auf morgen und legten hundert Goldstücke als Pfand in die Hände der Frauen.

Um Mitternacht schifften sie über den Rhein und gelangten glücklich heim in ihre Burg. Der Kaiser und seine Ritter warteten am andern Tag vergebens auf ihr Erscheinen beim Lanzenspiel; endlich erkannte man, daß die Ebersteiner gewarnt worden wären. Otto befahl, aufs schleunigste die Burg zu stürmen, aber die Grafen schlugen den Angriff mutig ab. Als mit Gewalt nichts auszurichten war, sandte der Kaiser drei Ritter auf die Burg, mit den Grafen zu unterhandeln. Sie wurden eingelassen und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Weinkeller und Speicher geführt; man holte weißen und roten Wein, Korn und Mehl lagen in großen Haufen. Die Abgesandten wunderten sich über solche Vorräte. (Allein die Fässer hatten doppelte Böden oder waren voll Wasser; unter dem Getreide lag Spreu, Kehricht und alte Lumpen.) Die Abgesandten berichteten dem Kaiser, es sei vergeblich, die Burg länger zu belagern; denn Wein und Korn reiche den Ebersteinern noch auf dritthalb Jahr.

Da wurde Otto geraten, seine Tochter mit dem jüngsten Grafen, Eberhard von Eberstein, zu vermählen und dadurch dieses tapfere Geschlecht auf seine Seite zu bringen. Die Heirat kam zustande und wurde in Sachsen gefeiert. Otto gewann an seinem Schwiegersohn einen treuen Diener, der ihm in vielen wichtigen Geschäften von großem Nutzen war.

Die Sage erzählt aber, daß es des Kaisers Tochter selber gewesen sei, die an jenem Abend die Ebersteiner gewarnt hatte.

Das Schachspiel zu Brauweiler

Otto der Dritte, der die Krone empfangen hatte, als er noch ein Kind war, liebte über jedes andere Vergnügen das edle Spiel an der Schachtafel und hatte es darin zu solcher Kunst gebracht, daß er selten seinen Meister fand. Das verdroß den jungen Fürsten aus der Maßen. Als er zu einer Zeit auf dem Königshof zu Brauweiler war und die Langeweile ihn redlich plagte, kam vom Frauenstift zu Essen Herr Pfalzgraf Ezzo nach Brauweiler geritten. Der war wohl noch jünger als der Kaiser und doch schon weit berühmt ob seiner männlichen Tapferkeit, so er in des Reiches Diensten oft bewährt hatte. Just eben, da er bei den adeligen Frauen in Essen geherbergt, hatte er dort Mathilde, des Kaisers jugendliche Schwester, gesehen, und da war in zwei schönen Herzen die Liebe wie ein strahlender Stern aufgegangen. Nun saß er hie dem jungen Kaiser, der Mathildes Herr und Vormund war, gegenüber an der Schachtafel und ahnte nicht, daß ein freundlich Schicksal auf dem Wege war, die Hand der Kaisertochter in die seine zu fügen.

Denn ehe sich der Herr zum ersten Zug schickte, sah er den jungen Kriegsmann mit einem müden Lächeln an und sprach: „Das Glück ist manchen Zug mit dir ins Feld geritten, Ezzo, und man sagt, ein guter Kriegsmann müsse auch ein guter Spieler

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sein. Doch fürchte ich fast, du bist in deiner Kriegsmannseinfalt noch höfischer als die Leute hie und willst mich nach wenig Zügen schon gewinnen lassen. So sag ich dir bei kaiserlichem Wort, es ist mit unserm Spiel und aller Freundschaft aus, wenn du lässig spielst; doch kannst du mir drei Spiele abgewinnen, so magst du dir von unserer Huld zur Gabe bitten, was dir gefällt." Damit schob er den ersten Bauern ins Feld und nach Ezzos Gegenzug den zweiten. Der wog indes das kaiserliche Wort nach allem Ernst und war schon vor dem andern Zug mit sich im Reinen, daß er das Glück bei der Stirnlocke ergreifen und um die Hand der Kaiserschwester bitten werde, wenn er Otto dreimal Schach bieten möchte. Und damit er wisse, worum das Spiel ginge, zog er die Schachkönigin aus der Schildburg ihrer Bauern und begegnete den Zügen des Königs so geschickt, daß er ihm nach kurzem Spiel Turm, Läufer und Springer aus dem Felde schlug, worauf er seinem ungedeckten König Zug um Zug Schach bieten konnte. Otto war des ungewohnten Ausgangs wohl zufrieden, und weil er Ezzos verwegnem Spiel mit der Königin mit mehr Teilnahme folgte, als die eignen Züge zu berechnen, verlor er zum andern wie auch zum drittenmal.

Unterdes ein Diener die Tafel forttrug, bot der Kaiser dem jungen Pfalzgrafen seine Hand und sprach: „Nun vergiß in deiner Siegerfreude nicht, den Preis zu fragen, von dem ich vorher sprach." Da beugte Ezzo das Knie vor dem Fürsten und sprach: „So bitte ich um die Hand deiner Schwester, der königlichen Jungfrau Mathilde, die im Stift zu Essen aufgezogen wird." „Du lehrst mich, wie ein Spiel sich leicht in Ernst verkehrt", sprach der Kaiser, „doch weil ein kaiserliches Wort auch ohne Brief und Siegel gelten soll, sag ich nicht nein zu deiner Bitte und will euch beiden hier die Hochzeit rüsten, wenn du das Mägdlein aus der Hut der Großmutter herbringen magst. Ich fürchte nur, daß du mit ihr einen härteren Strauß wirst kämpfen müssen als hier an der Schachtafel; denn ihre Ahne sieht Mathilde schon nach ihrem Tod den Krummstab der Abtissin führen."

Herr Ezzo ist am andern Tag fröhliches Muts den Weg nach Essen geritten, sein junges Herz lachte wie die wilden Rosen, die überall im Walde blühten, und sein starker Brauner mußte immerzu traben und rennen, bis er vor der Klosterpforte halten durfte und sein Herr die Glocke zog und nach der Abtissin rief.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die wollte sich dem Wort des kaiserlichen Enkels so leicht nicht fügen und den eignen Traum von Mathildes gottgeweihter Heiligkeit vor einem Eheglück an der Seite eines Mannes, der nur ein kaiserlicher Pfalzgraf war, erblassen sehen. Da wußte sie auf Ezzos Zuversicht und Fröhlichkeit keine andere Antwort, als daß sie die Jungfrau rufen ließ und sie feierlich fragte, ob sie — gemäß des Bruders Wort — mit diesem jungen Fant nach Brauweiler reiten und sich ehelich mit ihm vermählen lassen wolle. Das Fräulein hatte wohl in des Kriegers frohen Augen von einem Glück gelesen, das in ihrem Herzen einen stärkeren Widerhall geweckt, als das Chorgebet der frommen Klosterfrauen. Sie sprach kein Wort und reichte Ezzo ihre weiße Hand, worauf sie zur Großmutter sagte, daß sie sich dem von Herzen zu eigen gebe, den der kaiserliche Herr und Bruder ihr bestimmt habe.

So ist sie denn auf einem weißen Zelter mit Ezzo gen Brauweiler geritten und unter Glockenklang und frohem Jubel der Krieger und Hofleute an ihres Bruders Hand zum Altar geschritten, vor dem sie in die Hand des Priesters ein ander Treugelöbnis sprach, als ihr die Ahne zugesonnen hatte.

Es ging eine Sage unter dem Volk noch vor hundert Jahren, die wußte zu erzählen, daß die ehrwürdige Abtissin Adelheid ihrem Enkelkinde nicht gezürnt habe, sondern zur Hochzeit nach Brauweiler gekommen sei, um sie zu segnen. Und als am späten Tag im blühenden Garten der letzte Reihen getanzt wurde, hätten sie der Abtissin dürren Stab in die Erde gestoßen, der dann zu grünen angefangen, als Braut und Bräutigam sich in dem Reihen küßten. Von diesem grünen Reis kämen auch die Maulbeerbäume im Klostergarten zu Brauweiler.

Friedrich Rotbarts Jugendliebe

Konrad von Schwaben, nachmals der Deutschen König und Herr, besaß Land und Burgen unweit des Rheins in der Wetterau; und da er seinen Sohn, den jungen Friedrich, in adelige Zucht geben wollte — als es zu ritterlichen Zeiten Brauch war —, daß er in Gehorsam lerne, wie fremdes Brot schmeckt: da sandte er ihn als Knappen seinem treuesten Lehnsmann in die Wetterau.

Hier wuchs der junge Staufensohn zur Mannesreife; sein Haar war blond, sein Auge offen und blau wie sonniger Maien-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

tag und sein Gemüt ritterlich und stolz — gleich den ersten Liedern deutscher Zunge, die zu der Zeit auf rheinischen Burgen gesungen wurden. So neigten schon in seiner frühen Jugend die Herzen sich zu dem, dessen Haupt einmal des Reiches Krone tragen sollte in ihrem schönsten Glanz.

Auf der Burg lebte die Tochter eines adeligen Dienstmanns, Gela mit Namen, und als sie dem jungen Herzog begegnete und er sie im Tanz auf dem grünen Anger an der Hand führte, zitterte ihr das Herz; und groß war ihre jungfräuliche Scham, als sie vor Tisch miteinander durch den Bogengang zum Saale schritten und er ihr — wie einer großen Dame — ritterlich die Hand küßte und in die Augen sah.

Seit dem Tage schien das Mägdlein des Jünglings Nähe zu meiden, was diesem nicht verborgen blieb und auch in seinem Herzen süße Unruh weckte, daß er ihrer Holdseligkeit gedenken mußte und sich nach ihrem Umgang sehnte. Er suchte und ging einsame Wege in den Tälern um die Burg, und einsmals, als er dem Lauf der Kinzig folgte, geschah es von ohngefähr, daß ihm Gela auf dem schmalen Pfad entgegen kam; ihr Kleid streifte den Jüngling, der ihr in Ehrfurcht seinen Gruß bot. Da wallte beiden jungen Menschen das Blut zum Herzen, daß sie stehen mußten und einander aus dem Herzen reden. Und so schloß ihre Begegnung: daß das Mägdlein dem Jüngling sagte: „Morgen vor der Frühmette findet Ihr mich in der Kapelle."

Lange vor dem ersten Hahnenschrei kniete Friedrich in der kühlen Halle, und ehe das Frührot in die Fenster schien, trat auch die Jungfrau ein. Sie nahm den Jüngling bei der Hand und zog ihn neben sich auf eine Bank beim Altar. Da sprach sie zu ihm — und hielt seine Hand in der ihren, und ihr Haupt ruhte an seiner Brust: „Ihr liebt mich, Herr, und ich mag Euch nicht verschweigen, daß ich Euch wiederliebe, wenn ich auch die Eure nicht werden kann. Denn Ihr seid eines hohen Fürsten Sohn und ich ein armes Edelfräulein. Ihr müßt Euch die Hausfrau wählen aus den Töchtern der Fürsten und Herzöge des Landes. Doch will ich Euch, solange Ihr hie weilet, jeden Tag an dieser Stelle treffen und mit Euch reden, wenn Ihr mir versprecht, mich an keinem andern Ort zu suchen. Denn die Kapelle ist ein heiliger Ort, und Unsere liebe Frau, der sie geweiht ist, wird uns helfen, daß kein Makel auf unsere Liebe falle."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrich hätte in dieser Stunde alle Ehre und allen Reichtum der Welt hingegeben, wäre er dadurch ein armer Edelmann geworden; doch wie er Gela davon reden wollte, schloß sie ihm liebreich den Mund und mahnte ihn seiner Fürstenpflicht. Die Liebenden fanden sich von nun an täglich in der Kapelle und ergötzten sich einer an des andern Gegenwart und trauter Rede; kein falscher Ton, nicht Ungestüm noch fremder Blick trübte diese holde Liebe.

So ging ihnen ein Jahr dahin wie im Fluge, und da geschah es, daß Bruder Bernhard aus dem Hellental am Rhein das Kreuz predigte und Kaiser Konrad, der an den Rhein gekommen war, im Glutwind der Worte, die aus dem Mund des Mönchs kamen, sein Herz vor Gott neigte und mit vielen das Kreuz nahm und sich dem Herrn verschwor: daß er ins heilige Land führe mit seinem Bruder von Frankreich. Auch dem Sohn in der Wetterau sandte er sein Wort, daß er den Vater begleite. Da nahmen die Liebenden Abschied, und als sie zum letztenmal Herz an Herz sich hielten, schwuren sie, daß ihre Liebe ewig währen solle.

Friedrich zog mit seines Vaters Heer ins Morgenland und erstritt sich hohen Ruhm im Kampf mit den Feinden der Christenheit. Erst nach Tag und Jahr kehrten sie aus der Heidenschaft zurück. Und als er, der nun ein Herzog in Schwaben war, Zeit fand, in die Wetterau zu reiten, da fand er Gela nicht mehr in der Welt. Sie war in ein Kloster gegangen und schon geschleiert. Doch hatte sie dem Freund ein Brieflein aufheben lassen, darin stand: „Du bist Herzog und mußt dir ein Gemahl wählen. Ich habe ein glückliches Jahr gelebt, und das ist genug für ein ganzes Leben. Denn die Liebe hat keine Zeit, sie ist ewig."

Friedrich hat ihr die Treue gehalten und sich nie von ihrem Brief getrennt; und als er sich, dem Drängen seiner Herren folgend, vermählen mußte, wählte er eine Gattin, von der er gewiß war, daß er sie niemals lieben würde. Die Gegend in der Wetterau, wo er Gela gefunden und geliebt hatte, blieb seinem Herzen teuer, und auf der Stelle an der Kinzig, da er ihr begegnet war, ließ er Pfalz und Veste bauen und nannte sie, im Andenken an die ewig Geliebte, Gelnhausen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Löwenherz und Blondel

Richard Löwenherz, Englands streitkühner und stolzer König, hatte lange Zeit im heiligen Lande gegen die Sarazenen gestritten und manche ritterliche Tat vollbracht, aber das heilige Grab doch nicht erstreiten können. Unsegen schien auf seinen Waffen zu ruhen, seit er beim Sturm auf das feste Akkon das Banner des edlen Herzogs von Österreich von der Zinne gestoßen und damit ritterliche Ehre geschändet hatte. Jetzt hatte er aus der Heimat Kunde empfangen, daß der eigene Bruder nach seinem Thron strebte, und verließ darum zu Schiff die heißumstrittene Küste und wollte heim nach England segeln. Da trennte ein Sturm seine Schiffe und warf die Galeere, die ihn trug, nicht weit von Triest auf die Felsenküste Dalmatiens.

Der König, der sich des deutschen Grolles wohl vorsehen mochte, legte eines Kaufmanns Kleider an und wollte zur Donau und dann durch Deutschland an das Nordmeer wandern. Aber ein Dienstmann des Herzogs Leopold, der vor Akkon mitgestritten und Zeuge jener deutschen Schmach gewesen war, erkannte den Verkleideten in der Herberge, ließ ihn anhalten und dem Herzog zusenden. Der schloß ihn auf einer seiner Vesten ein und überlieferte ihn bald darauf dem Kaiser Heinrich, des Rotbarts Sohne, aus; denn es war die Schmach des ganzen Volkes, die an Richards Übermut zu strafen war.

Kein Mensch erfuhr, in welchem Turm einer der vielen Königsburgen der stolze Engländer auf sein Urteil wartete. Aber die Sage, daß er in Deutschland gefangen läge, drang übers Meer nach England und weckte Gram und Schmerz im Herzen derer, die den kühnen König liebten. Mehr als alle ergriff die Trauerkunde den ritterlichen Sänger Blondel, der auf mancher Abenteuerfahrt Richards Gesell gewesen und — wie der König selber — in der Kunst der Waffen und des Liedes gleich erfahren war. Im Kleid eines fahrenden Spielmanns kam Blondel übers Meer und zog unerkannt durch deutsche Lande, nach dem Gefangenen zu forschen. Nach langer Fahrt kam er ins Annweiler Tal, wo die festen Mauern und Türme des Trifels sich erheben, einer stolzen Königsburg, die oftmals Kaiser- und Fürstentage sah und in deren tiefen Verliesen mancher fürstliche Gefangene auf Spruch und Urteil harrte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Hier mag dem Getreuen, der seinen Herrn suchte, Kunde geworden sein, daß vor Monden ein edler Gefangener in die Burg gekommen sei. In dunkler Nacht stieg er zur Burg hinauf und fand am Grund des Turmes eine Mauerscharte, die zum Turmverlies hinabführte. Da griff er in die Saiten seiner Harfe und stimmte Lied und Weise an, die einst der König selber erfunden und seinem Freund gesungen hatte. Dann lauschte er in die Tiefe, und sieh: aus dem Dunkel klang des Königs Stimme zu ihm und antwortete mit des Liedes zweitem Satz. So fand des Dieners Treue den Weg zum Gefängnis seines Herrn: er hieß ihn hoffen und ausharren, kehrte zurück in die Heimat und brachte mit der Kunde von seiner Entdeckung die Freunde des Königs dazu, das schwere Lösegeld zu sammeln, für das er aus den Händen des Staufen freigekauft wurde.

Treuenfels

Als Kaiser Friedrich der Andere, des Rotbarts Enkel, auf Sizilien im blauen Mittelmeer hauste und bald mit dem Papst und dann gegen die Türken schritt, verfielen am Rhein und sonst im Reich Ordnung und Ritterschaft, die unter seinem Ahn herrlich geblüht hatten. Das ritterliche Schildesamt: daß die Herren und ihre reisigen Knechte mit dem Kaiser ins Welschland zogen oder anderswo unter der Reichsfahne um Gut und Ehre stritten, war verwaist und trug nichts ein. Der Adel verarmte und verkam auf seinen Burgen, Städte und Fürsten wurden reich und prahlten in den Fetzen der kaiserlichen Macht, die sie an sich gerissen. Und wenn die reichbeladenen Wagenzüge und Schiffe der Kaufherren den Rhein hinauf- und hinabzogen, lauerten die ritterlichen Habichte im Tal, stießen mit Pferden und Knechten auf die fette Beute und führten Kaufgut und Gefangene hinter die festen Burgringe. So ritten wohl vom Rhein und aus Franken Fürsten- und Städteboten mit Klagbriefen an den Hof des Staufen in Palermo und baten um des Reiches Schutz und Hilfe gegen die adeligen Stoßvögel. Dem Kaiser lag Deutschland weit aus dem Sinn, doch setzte er ihnen und dem Reich zum Schutz einen fürstlichen Statthalter und Verweser: das war Engelbert aus dem ruhmreichen Geschlecht der Grafen vom Berge, als des Kölner Erzstuhls erwählter Inhaber Kanzler des Kaisers im Ge-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

biet des deutschen Königtums. Engelbert war ein starker Herr und Fürst, seine Hände zogen die matten Zügel straff, und wen sein Herrenwort nicht auf die Knie schreckte, dem brach er den Trotz mit Spieß und Kolben. Und als am Rhein und in Westfalen Burg um Burg gebrochen lag und auch die Trotzigsten sich dem Befehl des eisernen Bischofs kaum noch weigerten, als geraubtes Gut an Kirchen und Frauen erstattet werden mußte: da knirschten sie wohl mit den Zähnen, wenn sie an den Eichentischen hinter den Humpen saßen. Doch als selbst der wilde Isenburger Graf, Engelberts Blutsvetter, nicht wagte, sich offen wider ihn zu setzen, sondern im Gericht das Knie vor ihm bog und seinen Spruch annahm, schwelte der Groll wie ein drohender Funke unter der Asche in den rheinischen Adelshorsten.

Zu der Zeit hauste auf einer Burg bei den Sieben Bergen ein schon bejahrter Ritter mit Namen Barthel; an dessen Tisch saß einmal der Schwarm rheinischer Falken und Stößer und schmähte auf den Kölner, der ihnen die adelige Jagd und den Steigreif verdürbe. Der Wein, der auch Besonnenen die Köpfe verwirrt, trieb auch den alten Barthel so in Hitze, daß er den Becher auf den Tisch hieb und sprach: „Wär ich jung wie ihr und stark, das Schwert zu führen, so sollte der pfäffische Hochmut nicht lange hier im Sattel protzen! Sind wir vom Adel seine Eigenleute, daß er uns wie Knechte peitschen darf?" Sie jauchzten dem alten Hitzkopf zu: „Der Pfaff muß ins Gras!" Da hob Barthel seinen Becher und rief: „So trinkt mit mir auf den Tod des Schinders!" — „Auf seinen Tod!" schrien sie miteinander; und als sie auseinander gingen, gaben sie sich die Hände: auf Schweigen und Handeln.

Dem alten Barthel war längst der Weinrausch verflogen, als der Kölner Erzbischof durch den von Isenburg und seine Schwurbrüder bei Gevelsberg im Hohlweg angefallen und wie ein alter Keiler nach grimmer Wehr erschlagen ward. Aber hinter den Mördern hetzte das Hussa! einer wilden Jagd durchs ganze Reich von Fürsten und Städten und brachte sie alle aufs Rad. Und ehe sie den letzten Hauch unter Beil und Barte verröchelten, hatten sie ihren Bund bekannt und verraten, daß sie auf des Ritters Barthel Burg und seinen Rat des Kölners Tod beschworen hätten. Der ahnte nichts von dem Unwetter, das als ein starker Hauf kaiserlicher Völker vor seine Burg geritten kam,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und lag in tiefem Schlaf, als Liba, sein einziges Kind, im Nachtkleid und mit lautem Klagen in seine Kammer trat und ihn weckte: des Kaisers Volk stehe vor Burg und Tor, und sie stiegen schon auf Leitern herauf und hieben die Brücke aus den Strängen. Alle seine Leute seien den Kaiserlichen zugelaufen, weil sie einem Reichsverräter und verschworenen Mörder nicht Treue halten mochten.

Der alte Ritter wollte sich in der Verzweiflung mit dem Schwert töten, aber die wackere Tochter entrang ihm die Waffe und zog den Taumelnden nach sich zur Burgtreppe. Und da sie ins Freie wollten, sah sie Zinnen und Dächer schon auflohen von dem Feuer, das die Stürmer geworfen hatten, und wandte sich mit dem Vater zurück, daß sie ihn in der Tiefe des Burgkellers vor dem Feuer berge. Sie kamen über Gänge und Treppen, auf denen ihnen die Flammen schon entgegen und nach den Kleidern züngelten, durch Qualm und Dunkel ins Verlies des Bergfrieds, und da das Mädchen sich umsah und nach einem sichern Versteck spähte, merkte sie, wie der eindringende Rauch durch die Spalten einer morschen Türe abzog. Da stieß sie mit dem Fuß die Bretter ein und sah in einen niedrigen, dumpfen Gang, der wie ein Stollen ins Gestein ging. Sie faßte die Hand des Greises, den der Schrecken ganz entkräftet hatte, und zog ihn hinter sich her ins Dunkel. Sie stolperten über Steine und stießen das Haupt an Kanten, doch kamen sie vorwärts und aus dem Berg in ein schmales Tal, aus dem Steinwände jäh emporstiegen. Da bettete sie den Alten aufs Moos und schöpfte mit ihrer Hand von dem Wasser des Baches, seine versengten Augen zu kühlen.

Ihn aus dem Tal zu führen, wagte sie nicht aus Furcht vor ihren Verfolgern, drum führte sie ihn weiter hinauf ins Geklüft, wo sie unter der steilen Wand eine kleine Höhle fand und ihm da ein Lager bereitete. Dann ging sie und suchte ihm Beeren zur Nahrung und brachte in einer Baumrinde Wasser für seine Augen, die ihn schmerzten und brannten. So lebten sie Tage und Wochen in Angst und Not, das Augenlicht des Vaters war erloschen, ob vom Schreck oder vom Feuer; und einmal griff er, schluchzend wie ein Kind, nach Libas Hand und sagte: „Was wird aus uns werden?" — „Was Gott will!" antwortete die Wackere und fuhr fort, ihn zu pflegen und zu nähren wie eine sorgliche Mutter ihr Kind.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Als die Beeren in der Nähe selten wurden, stieg sie weitum durchs Gestrüpp und Getrümmer; und einmal, als sie von obenher ins Tal blickte, erschaute sie unter einem Baume einen Mann im Jägerkleid, und zwei weiße Doggen saßen ihm zu Füßen. Da stockte ihr das Herz in der Brust, denn der da unten saß — nicht weiter, als daß ein leiser Ruf ihn erreicht hätte —, war der Mann, dem sie vor kurzen Tagen die Hand in bräutlicher Treue gereicht hatte: Schott von Grünstein. Freude und Angst durchbebten sie: Rettung für sie und den Vater, Schande und Verderben für den Geliebten, wenn sie sich ihm verriete und er sie und den Vater — der in des Kaisers Acht stand und vogelfrei war — auf seine Burg führe. So stand sie eine Weile in schwerem Kampf, dann kehrte sie sich ab und strauchelte zurück in die Höhle zu ihrem Vater: ihr edles Herz war in Treue fest geblieben.

Sie fand den Vater friedlicher als sonst, richtete ihn auf und gab ihm Beeren, daß er äße. „Mir ist heute so leicht", sagte er. „Nicht wahr, der Himmel ist heiter, Liba, und mir würde innen leichter sein, wenn ich nur einen Blick nach dem blauen Himmel tun könnte." Liba antwortete: „Ganz blau und heiter ist der Himmel, bis auf eine schwere Wolke, die über dem Rhein steht; doch sie bewegt sich nicht. Ich will dich hinausführen." — „Ach, könnte ich doch einmal die Sonne fühlen und ihren warmen Strahl!" klagte der Vater. „Ins Tal scheint die Sonne nicht", sagte Liba, „aber ich fand einen sanften Pfad auf die Höhe; da hinauf will ich dich leiten." Sie führte den Alten aus der Höhle und half ihm beim Gehen. So kamen sie langsam auf die Wand und ließen sich da im Grase nieder. „Ach, wie schön scheint die Sonne", sagte er und lächelte glücklich. „Siehst du die Sonne, Vater?" jubelte das Mädchen. — „Ja — ich sehe sie und fühle ihren Schein ins Herz dringen. Aber nun fällt es wie Schatten über mich." Liba hatte in Dank und Freude Augen und Hände zum Himmel erhoben, und bei des Vaters letztem Wort sah sie, daß die schwarze Wolke vom Rhein nun gerade über ihnen hing. Ein grelles Feuer zuckte auf sie herab, ein Strahl und ein hallender Donner. Der Greis stürzte vom Stein, auf dem er gesessen hatte, und Liba lag regungslos im Grase.

Auch der Mann unten im Tal hatte den Schlag gehört und den grellen Blitz niederfahren sehen auf die Felswand. Mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Staunen über das Gewitter nach heiterm Himmel stand er auf und stieg die Höhe hinan. Da fand er seine Liebste tot vor sich liegen, doch unversehrt an allen Gliedern und mit dem Lächeln des Glückes um ihren Mund. Aber die Leiche des Alten war verkohlt vom Stein gesunken. — Schott von Grünstein ließ den Toten über dem Tal das Grab wölben und über dem Grab eine Kapelle errichten. Das Bauwerk liegt nun längst in Trümmern unter Gestrüpp und Brombeerranken; aber die Wand, auf der das Wunder geschah, heißt das Volk im Siebengebirg heut noch den Treuenfels.

Albertus Magnus und Wilhelm von Holland

Als die rheinischen Kurfürsten den Grafen Wilhelm von Holland dem Reich zum König setzen wollten und er in Aachen die Krone empfangen hatte, lud Konrad von Hochstaden, der zu der Zeit Kurfürst und Erzbischof von Köln war, den Fürsten zu einem großen Fest in seine Stadt, wo er angefangen hatte, über den heiligen Dreikönigen eine Kirche zu bauen; die sollte ihresgleichen nicht haben in der ganzen Christenheit.

Es lebte aber in Köln ein großer Lehrer, dessen Weisheit und Kunst in aller Welt gepriesen wurde, das war der Mönch Albertus aus dem Orden der Prediger; und weil der neue Kaiser hatte verlauten lassen, daß er den berühmten Mann zu sehen wünschte, ward dies dem Priester kundgetan. Da lud Albertus den Fürsten samt seinem Hof in das Predigerkloster; und da man zu Tisch gehen sollte, wurden die Gäste miteinander in den Klostergarten geführt, worüber sie sich hoch verwunderten und zu beklagen anfingen; denn es war im Monat Hornung und grimmig kalt und alles Land mit tiefem Schnee bedeckt. Doch hat der Kaiser, aus Ehrfurcht vor dem Meister, keine Klagen getan, und sind seine Diener und Freunde ihm insgesamt in den Garten gefolgt.

Da standen unter beschneiten Bäumen und Gesträuch die schöngedeckten Tische; an denen hat der Kaiser sich niedergesetzt mit seinem ganzen Hof, und darauf sind wohlgestalte und schöngekleidete Diener in großer Zahl gekommen, die haben die Speisen aufgetragen. Und derweil sie zu essen angefangen, ist über ihnen der Himmel klar und heiter, die Luft lau und lind geworden wie im Mai, der Schnee ist vor aller Augen vergangen und in dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Geäst ein lieblicher Gesang der Vögel erschollen. Da ward grünes Gras und dazwischen bunte Blumen, das Laub sproßte aus den Zweigen, Blüten brachen auf, die regneten auf die Tische, und in den Bäumen wuchsen köstliche, reife Früchte, die wurden von den Dienern gebrochen und den Gästen dargereicht. Und ist ihnen über dem Essen, unter Sonnenschein und Vögelsingen also warm geworden, daß sie die pelzenen Mäntel, darin sie zu Tisch gekommen, abgestreift und den Dienern gegeben haben.

Also sind sie ob der Mahlzeit fröhlich und gutes Muts gewesen, bis sie sich satt gegessen und wohl getrunken hatten. Da ist der Sommer mit seiner Herrlichkeit allgemach wieder vergangen. Die lieblichen Diener und Vögel sind verschwunden, das Laub von den Zweigen gewelket, Blumen und Gras verdorret, und alles hat wieder unter tiefem Schnee gelegen, und die Kälte ist ihnen also scharf zugegangen, daß sie die Mäntel über sich getan und bald von den Tischen aufgestanden und in das Kloster geeilt sind, sich da am Feuer zu wärmen.

Diese abenteuerliche Kurzweil hat dem Kaiser gar wohl gefallen, weshalb er dem Meister mit großer Ehr gedankt und das Kloster mit reichem Gut begabt hat.

Der Habsburger und der Abt

Herr Rudolf, Graf zu Habsburg, war, eh er Kaiser wurde, ein Kriegsmann, von dessen schwertkühnem Streiten am Rhein, in Elsaß und der Schweiz manche Mär gesungen und gesagt ward. Doch mehr fast als von seiner Tapferkeit wußte das Volk sich zu erzählen von seiner ehrlichen Klugheit, mit der er mehr als einmal dem Feind die Waffe aus der Hand gerungen und ihn zum Freund gewonnen hatte. So brachte er's in wenig Jahren dahin, daß die Habsburger Macht an der Aare sich ausdehnte, von den Pässen der Alpen und dem Bodensee bis vor die Mauern Kolmars. Das schuf ihm bei seinen Nachbarn wenig Freundschaft; und sonderlich war ihm der Baseler Bischof gram, weil Rudolf, als Schutzherr der Eidgenossen, der bischöflichen Machtbegier wie ein fester Turm im Wege stand. An dem Grafen von Montfort und dem kriegerischen Abt von Sankt Gallen warb er sich Genossen, und so vereint wollten sie den Grafen, der ruhig auf der Habsburg saß und keines Überfalls gewärtig war, plötz-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

lich überfallen und ihm die gar zu große Macht von den Schultern nehmen.

Durch einen treuen Mann, der am Abend zur Habsburg kam, als Rudolf sorglos zur Ruhe gehen wollte, erfuhr er von dem Anschlag und zugleich, daß der Abt mit einem starken Hauf von Rittern und Knechten schon unterwegen sei und über Nacht in dem nahen Flecken Wyl zur Herberg liege. Mit Basel hatte Rudolf lange genug im Streit gelegen, daß er wohl wußte, wie wenig er den Bischof fürchten mußte, mit dem Grafen von Montfort wollte er den Strauß schon ausfechten; aber daß Sankt Gallens ritterlicher Abt gegen ihn im Felde stand, das schuf ihm Sorge, weil er dem Herrn vor Jahr und Tag zu Unrecht nicht kleinen Schaden geschaffen hatte. Doch war er mit sich selber bald im reinen, wie er den Abt versöhnen wollte, bevor die Klingen aus der Scheide fuhren.

Er hieß den Burgvogt Tor und Türme sorgsam hüten, stieß das leichte Schwert in den Gurt, warf den Reitermantel um die Schulter und ritt in der gleichen Nacht ungeleitet gen Wyl, wo der Abt mit seinen Herren noch bei der Tafel saß und sich den Wein munden ließ. Als es draußen pochte, stellte der Abt, der unter dem Mönchsrock den Harnisch und das Schwert zur Seite trug, die Harfe aus der Hand; denn eben hatte er vor seinen Mannen ein ritterlich Lied gesungen, und fragte den eintretenden Torwart, wer zu so später Stunde noch zu ihrem Hauf begehre. „Herr", sprach der Mann, „es ist keiner von den Euern, der sich verspätet hätte. Der von Habsburg steht vor dem Tor." Die Krieger fuhren auf und wollten sich zum Streite rüsten. Doch der Abt fragte, indem er ihnen mit der Hand zu sitzen winkte: „Mit wieviel Schilden ist er gekommen?" Sprach der Torwart: „Mit keinem, Herr; der Graf ist allein und im Reisekleid, er begehrt mit Euch zu reden." „Traut ihm nicht", riefen die Krieger, „er ist ein Fuchs und ein Schelm dazu!" „Was sollte ich ihn fürchten!" sprach der ritterliche Abt, „wenn er ohne Trutz und Wehr mit mir reden will. Führ den Grafen herein, Torwart!"

Hinter dem Abt drängten sich Ritter und Knappen, als der hohe Mann im grauen Mantel in den Saal trat und ritterlich den Abt begrüßte. „Herr Abt", sagte er, „wir hatten vor kurzem einen Strauß miteinander, bei dem ich Euch gar hart zusetzte

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und das Gut des heiligen Gallus um etliche Höfe und Triften geschädigt habe. Das ist mir leid und will Euch, was von Rechts wegen des Klosters sein sollte, nach kluger Richter Spruch und Urteil wiedergeben und gebührlichen Zins dazu. Was dünket Euch und Eueren Herren?" Der Abt, der des Grafen Macht wohl kannte und sein freies Angebot als Pfand einer starken Freundschaft schätzen mochte, die seinem ritterlichen Sinn willkommener schien als die Genossenschaft der bisherigen Freunde, bot dem Habsburger die Rechte, indem er sprach: „Das geh ich willig ein, Herr Rudolf; denn ein edler Feind ist auch ein treuer Freund. Wir wollen künftig einer auf den andern zählen und an Rhein und Aare auf Frieden halten." So ward in einer kurzen Stund ihr Friede fest geschlossen und auch noch in der gleichen Nacht mit Becherklang und frohem Reiterlied gefestet.

König Rudolf und die Bäckersfrau

Als der Habsburger Graf deutscher König wurde, kam von des alten Reiches Macht und Schätzen wenig nur in seine Hand; denn Güter und Zölle hatte der hungrige Magen der Fürsten und Bischöfe verschlungen, und doch erwarteten sie von ihm, daß er allerwegen Sicherheit und Wohlfahrt schirme. Das gab ein mageres Regiment, und hätten am Rhein die Städte der neugegründeten Königsmacht nicht mit Blut und Geld geholfen, so wär von Reiches Macht und Volkes Glück auch in des sparsamen Rudolf Pflege wenig gewachsen. Er hatte zwar in wenig Jahren in Thüringen, Franken und am Rhein die festen Räuberburgen gebrochen und die Stegreifritter an den Galgen gebracht, so daß er daran denken mochte, auch die Reichsfürsten wieder unter das Königsregiment zu bringen, blieb aber mit seinen feldgewohnten Scharen jahraus, jahrein noch auf den Beinen. Und wenn er seine treuen Städte am Rhein besuchte, gab es nicht Königsfeste wie zur glanzvollen Staufenzeit, sondern er blieb zumeist in seinem Lager vor den Mauern und sprach im Zelt von seinem Soldatenstuhl mit den Herren vom Rat, mehr als ein kluger Geschäftemacher denn als des Reiches Vogt und König.

Einmal, da er mit dem Heer vor Mainz im Lager stand, war er am frühen Morgen in die Stadt gegangen; die Winterkälte lag fast eisig in den Straßen, daß ihn in seinem grauen Reiter-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wams wohl frösteln mochte. Und als er durch die Bäckergasse kam und der warme Duft des frischen Brotes von den Bänken her ihm zuwehte, trat er kurzerhand in eine Backstube, wo des Bäckers Weib mit Scheuertuch und warmem Wasser Mulden und Tische wusch. Sie sah nicht eben freundlich auf den langen Kerl mit dem zerfurchten Gesicht und der schmalen Hakennase, der sich breitbeinig mit dem Rücken vor den Ofen stellte und aus hellen Augen frei und frank sich in der Stube umschaute. Er hatte beim Eintreten wohl den kurzen Gruß gesprochen, doch sonst kein Wort oder Begehr an sie getan, da er wohl denken mochte, daß eines Mainzer Bürgers Haus für einen Reitersmann des Königs gut genug zum Wärmen sei. So kam sie denn, die dick und kurzen Leibes war, nach solcher Weiber Art in einen jähen Zorn, daß sie ihm unters Gesicht fauchte, warum des Kaisers Bettelvolk den Bürgern gar in ihren eignen Häusern unter die Füße laufe. Worauf er so von oben mit einem dünnen Lachen sagte: „Wenn nicht des Kaisers Reiter die Wege sicher hielten, würde den Bürgern der Speck am Leibe nicht so wohl gedeihen." Sie wurde wie ein Puter rot, schrie ihn mit einem Hungerleider und Lausebuben übern andern an, und als er lächelnd da auf breiten Beinen stehen blieb, griff sie nach dem Scheuereimer und goß ihm die laue Brühe auf den Leib. Er aber lachte noch, als er, nicht anders als ein Hund, der aus dem Wasser kommt, sich schüttelte und ohne Gruß aus der Stube auf die Straße schritt und sie ihm in der Tür mit lautem Keifen die schönsten Ehrentitel nachrief.

Des Mittags, als ihr Zorn verrauscht war, trat ein junger Bursch herein mit langen, blonden Haaren und in des Kaisers Farben, der setzte eine Schüssel und Kanne auf den blanken Tisch und sagte, das möge sie verzehren auf die Gesundheit des Reiters, der sich des Morgens an ihrem Feuer gewärmt habe. Da fingen ihr vor Schrecken die Knie unterm Leibe an zu zittern, sie lief dem Knaben nach und kam mit ihm aus der Stadt ins Lager und vor des Königs Zelt, wo sie mit aufgehobenen Händen und lautem Heulen an den verdutzten Schildwachen vorbei just vor den König kam, der unter seinen Feldhauptleuten beim Essen saß. Und da ihm noch die lange Nase über dem gleichen stillen Lachen im Gesichte stand, fiel sie vor ihm auf die Knie und jammerte: „Ach, hoher Herr Kaiser, habt Gnade mit mir armen Weibe, das seine böse Zunge an Eurer Majestät zu freveln trieb, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

straft mich nicht zu hart, um meiner Kinder und des Mannes willen, der Euch ein treuer Bürger und gehorsamer Untertan ist."

Rudolf zwang sein Lächeln zu einem richterlichen Ernst und sagte launig: „So heult doch nicht, steht auf und sagt den Herren hier, was Euch heut früh in Zorn und jetzt zum Heulen trieb. Und geht dann heim zu Euren Kindern." Sie hatte sich auch rasch gefaßt, und ihre flinke Zunge erzählte ihr und des Königs Abenteuer wahr und drastisch, daß Rudolfs Kriegszelt bald vom lauten Lachen seiner Ritter voll war; worauf sie, mit einem freundlich-ernsten Wort entlassen, zufrieden und fast stolz nach Hause ging.

König Adolfs Liebe und Tod

Graf Adolf, Sohn Walrams von Nassau, war von den deutschen Fürsten zum König gekürt worden, weil es ihrem Eigennutz unbedenklicher schien, dem Reich einen fügsamen Kleinfürsten zum Herrn zu setzen als den ehrsüchtigen Albrecht von Österreich, den Erben des an der Donau reich und mächtig gewordenen Habsburgers. Aber der wagmutige Nassauer hielt nicht, was seine Wahl zu versprechen schien: an der Spitze seiner tollkühnen Reiterscharen zog er nach Thüringen und brachte es unter das Reich, und als der Straßburger Bischof mit dem alten Reichsfeind Frankreich liebäugelte, stieß er wie ein Habicht ins Elsaß, die schmähliche Freundschaft zu trennen. Da fiel er, als er mit Wenigen durch die Täler ritt, in den Hinterhalt, wurde durch den Helm gehauen und vom Gaul geworfen. Seine Begleiter zogen ihn mit Not aus dem Getümmel und führten ihn dem Rheine zu, mußten ihn aber, wegen der Schwere seiner Wunde, in einem Frauenstift unweit des Stromes bergen.

Die heilkundigen Stiftsdamen pflegten ihn so wohl, daß er bald seiner Wunde zu genesen schien, und als er, des Fiebers ledig, sich unter sorgenden Händen und freundlichen Augen fand, wuchs ihm bald der Reitermut im Herzen. Doch konnte er, um körperlicher Schwäche willen, noch nicht ans Reisen und des Reichs Geschäfte denken. Bald schien der in Zelt und Sattel hart gewordene Ritter sich seltsam verwandelt; er überließ sich mit Behagen den weichen Händen der Frauen, die um ihn schafften, mit leichten Tritten durch die Zelle wandelten und nächtlichs an

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinem Lager wachten. Bis sein Blick in das Auge einer fiel, die eine Novize war und, noch ungeschleiert, in Jugendfrische zu seinen Füßen saß, den Trank zu reichen und sein Haupt zu kühlen. Und einmal im Morgendämmer, als sie aufstand und ihm die Kissen rückte — weil eben die Stundenglocke ins Chor rief —, hielt er ihre Hand und sagte: „Eure Hand, Schwesterlein, heilt Wunden; aber die Wunde, die ich empfing von Euren Augen, wird nimmer heil."

Sie entzog sich ihm sanft und glitt ohne eine Antwort aus der Zelle, und als am Abend die Stunde kehrte, da ihre Wache begann, kam sie nicht wieder, sondern eine andere. Auch nicht den nächsten Tag, noch am dritten, und dem König, der nach seiner Pflegerin fragte, ward geantwortet, daß ihr nicht wohl ginge. Doch wie er noch bis in die Nacht im Wachen lag und der Antwort nachsinnen mußte und ihm das Herz seltsam schwer ging, tat sich die Zellentür leise auf, und die Stimme, deren Klang ihm seit Tagen im Ohre war, sprach sorglich: „Herr, Ihr müßt fort! Der Straßburger hat Euch ausgefragt, und seine Reiter streifen um das Kloster. Ich führe Euch durch die Gartenpforte ungesehen an den Rhein, wo ich einen treuen Schiffer weiß, der Euch überfährt in Sicherheit."

Der Graf war schnell gefaßt. Er rief dem einzigen Knecht, der zu seinem Dienst geblieben war, und schickte ihn mit mündlichem Befehl an die Hauptleute von Pfirt und Bergheim, die mit seinem Reitervolk noch im Lande lagen. Dann folgte er der jungen Schwester, die ihn aus dem Kloster und zur Gartenpforte zog, zu der sie den Schlüssel hatte. Da sie nun miteinander durch Busch und Röhricht zum Fluß hinabschritten und der Mann an ihrer Hand sich nachtastete — denn er kannte den Weg nicht —, ward er von dem Geschehen der letzten Tage und dieser Nacht so ergriffen, daß er zu ihr sprach: „Du bist dem Orden noch nicht verschworen und, scheint mir, zum Beten und Singen nicht geschaffen. Wenn dich sonst nichts im Lande hält, so zieh mit mir über den Rhein als mein Weib." Sie erschauerte in der kühlen Nacht unter seinen Worten, doch schwieg sie, obgleich ihr Herz zu dem seinen schlug. Da hüllte er sie mit seinem Reitermantel, und sie gingen Hand in Hand, bis sie die Hütte am Strom erreichten, wo sie den Fischer willig fanden zur Überfahrt.

Sie kamen glücklich auf eine Burg in der Nähe, die dem König

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

anhing, und als der Streit im Elsaß geschlichtet war nach seinem Willen, geleitete Adolf seine Liebste in das Land Nassau, wo er an der Orde, nicht weit von Schwalbach, ein Schlößlein hatte erbauen lassen, das Adolfseck geheißen ward. Hier verlebten die Vermählten glückliche Wochen und Monde, aber es sollten nicht viele sein. Die Fürsten des Reiches hatten sich, da ihnen der Nassauer schlecht zu Willen schien, mit Albrecht von Österreich verglichen, und der Mainzer Erzbischof, Adolfs bitterster Feind, obgleich er sein Vetter war, rief den Habsburger an den Rhein. Derweil des Königs Boten ritten, die Scharen unter das Reichsbanner zu rufen, stand sein Gemahl in banger Sorge um den Ausgang; denn ihr war Kunde geworden von großer Zurüstung der Feinde. Und daß sie ihrem Herrn nahe sein möchte auf der fährlichen Reise, lag sie ihm herzlich an, er solle ihr, in eines Reiters Kleid und Weise, mitzureiten gewähren. Der Wunsch war wohl nach des Königs Herzen, der in den kurzen Jahren, daß er die Krone trug, den trotzigen Kriegersinn nicht verloren hatte. So ritten sie miteinander den Rhein hinauf, und als sie unweit Worms ihren Kundschaftern begegneten, die ihnen der Feinde Stand ganz in der Nähe ansagten, vermochte der König sein Gemahl, sich in das nahe Kloster Rosenthal zu begeben und dort des Ausgangs zu harren. Da lag sie in Ängsten betend vor Unser Frauen Altar, indes auf dem Blachfeld die eisernen Scharen aufeinander rasselten.

Mit Ungestüm waren die Reiter des Königs an den Feind geritten; Adolf, dem das Herz im Gestampf und Gewoge der Rosse wie zum Tanze pochte, vergaß, daß er König und Feldherr war, und wurde im Getümmel erschlagen, seine Haufen zerschellten an den Speerwänden des Fußvolks, rieben sich auf und wurden von den einschwenkenden Reitern des Österreichers zusammen gehauen. Der im Kloster Betenden ward die Kunde durch des Königs treues Windspiel, das mit klagendem Gewinsel ins Gotteshaus gesprungen kam. Voll bösen Ahnens rief sie nach den Knechten, die ihr zur Hut geblieben waren, und dann folgten sie dem winselnden Tier ins Totenfeld, wo sie den König bald unter den Erschlagenen fanden. Sie hoben den Toten auf und brachten ihn ins Kloster zur Bestattung. Die Frau war vom Schmerz so betroffen, daß sie weder sprechen noch essen konnte. Sie weigerte die Heimkehr und blieb am Grabe des Geliebten, und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eines Morgens fanden ihre Mägde sie über den Stein gestreckt tot daliegen. — Unterdes waren Albrechts Reiter ins Nassauer Land geritten und hatten Burg Adolfseck genommen und verbrannt.

Kaiser Sigismund und Straßburgs Frauen

Eh Sigismund, Karls des Vierten lebensfroher Sohn, nach Aachen ziehen konnte, die deutsche Krone zu empfangen, hatte er in eignen und des Reichs Geschäften manche Fahrt und manchen harten Streit bestanden. In Ungarn wie im fernen Türkenland hatte er Sieg und Niederlage verkostet, durch Deutschland und Italien war er gefahren im Dienst der Christenheit, die wegen dreifacher Papstwahl in argen Nöten lag. Jetzt hatte er nach viel Mühen Fürsten und Bischöfe bewogen, zu einem Konzil nach Konstanz zu kommen, und kam von Süden her, auf dem Weg gen Aachen, in Straßburg eingeritten.

Den neuen Herrn zu ehren, bot ihm die Stadt Willkommengruß und Mahl, wie es ihrer Macht und ihrem Reichtum ziemte. Die Straßen waren bestreut mit Blumen, die Häuser behängt mit Fahnen und köstlichen Tüchern, Trompeten und Posaunen schmetterten, und von den Türmen läuteten alle Glocken. Im hohen Rathaus war das Mahl gerüstet, und Straßburgs holde Frauen schauten vom Gestühl herab den schlanken königlichen Gast und hörten seine Stimme voll und lieblich klingen, als er dem Ehrentrunk des Rates freundlich Antwort bot. Heute durften sie den Kaiser nur aus der Ferne lächelnd grüßen, aber für morgen hatten sie ihn zum Tanz auf die Herberge geladen.

Kaum hatte der Hahn den andern Morgen verkündet, da strömten aus Straßen und Gassen die Frauen, im besten Schmuck, in Seide und Gold, vor der kaiserlichen Herberge zusammen und harrten, dicht gedrängt, auf den Stufen, bis der Gast erschiene, ihren Morgengruß zu empfangen. Dem Herrn, der noch zu Bette lag, ward ihr Kommen angesagt. Da stand er eilig auf und wartete nicht erst, bis ihm die Kammerherren Schuh und Kleider brachten; barfuß und im Nachtkleid trat er hinaus, die Frauen zu begrüßen. Das war ein fröhlich Hand- und Tücherschwenken, glückkündendes Heilrufen, als der Herr zu den Frauen kam. Sie faßten seine Hände und zogen ihn hinab, und inmitten aller Frauen schritt er dem Münster zu, von dem eben die Glocken zur

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Frühmesse riefen. Und als sie dem Amte beigewohnt und des Priesters Segen zum frohen Tag empfangen hatten, zogen die Frauen mit ihrem Gast auf den Markt, da hatten die Kaufleut ihre Buden aufgetan und kauften die Frauen dem Kaiser Schuh und Kleider, damit er ehrbar im Tanze springen möchte. Dann zogen sie den Hohensteg hinan zum weiten Herbergsaal, der strahlte im Lichte ungezählter Kerzen und klang vom süßen Ton der Geigen und der Flöten. Gleich hob der Reihen an, den führte der kaiserliche Gast mit einer holden Bürgertochter, und drauf ward ihm gedient mit Trank und Speise, und dauerten Fest und Tanz bis in den späten Tag, daß von den Frauen nicht eine blieb, die sich nicht mit Kaiser Sigismund in Rundtanz und Reihen geschwungen hatte. Und als der letzte Tanz gesprungen war und die Zinken den Kehraus schmetterten, nahmen die Frauen den Herrn in ihre Mitte und geleiteten ihn zu seiner Herberg, wo sie mit holdem Nachtgruß von ihm schieden bis auf den andern Tag.

Da hob das Spiel und Tanzen wieder an und währte bis auf den siebten Tag, da mußte der Herr ans Reisen denken und galt es, Abschied von Tanz und Freude nehmen. Und als die erste zu dem Herrn trat, ihm seine Hand zu küssen, winkte der einem Edelknaben, der brachte einen funkelnden Becher hergetragen, darin lagen, bis zum Rand hinauf, kunstvoll geschmiedete Fingerlein von rotem Gold. Die hatte der Kaiser, den Frauen zu Dank, von Straßburgs Meistern schmieden lassen. So schmückte er jede holde Hand, die sich ihm bot, mit einem blanken Reif und sprach, bevor er schied: „Die Ringlein, holde Frauen und Mägdlein, laßt euch mahnen an eures Kaisers Huld und Dank, und daß ihr Straßburgs Söhne dem Kaiser und dem Reich zu fester Treue ziehet."

Der König im Wolsberg

Im Wolsberg bei Siegburg sitzt an einem steinernen Tisch in weiter Halle ein gewaltiger König und Heerfürst im tiefen Schlaf. Sein weißer Bart ist um den Fuß des Tisches gewachsen, und seine Hände liegen um das Kreuz des Schlachtschwertes. Mancher hat davon erzählen hören, aber nur wenig Menschenkinder haben den König und sein Heerzeug gesehen, denn nur selten tut sich der Berg auf, daß einer hineingehen kann.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

So geschah es vor Zeiten einem jungen Hufschmied aus Siegburg, der war über Tag auf den Höfen gewesen, wo er den Bauern die Pferde beschlagen hatte, und ging spät im Abend der Stadt zu. Und als er vor dem Wolsberg war, kam ihn die Müdigkeit so hart an, daß er sich auf einen Stein setzte und einschlief. Er mochte kurz oder lang geschlafen haben, da wurde er aufgerüttelt und stand vor ihm ein weißbärtiger Mann in Schurz und Kittel, wie die Stallknechte der großen Herren gekleidet sind, der fragte ihn, ob er wohl im Vorbeigehen noch ein Stück Geld mit seinem Handwerk verdienen wolle. Das war dem Burschen schon recht, und er folgte dem Alten, der schritt geradezu gegen den Berg, da war im Gestein ein weites, graues Tor und stand zur Rechten und Linken mit Schild und Helmbarte, das Haupt im Schlaf geneigt, ein Geharnischter. Sie schritten durch das Tor und einen gewölbten Gang, darin schimmerten die Wände wie von Gold und Edelstein, und kamen, tief im Berg, an ein anderes Tor, das war ebenso bewacht und tat sich vor ihnen auf. Jetzt waren sie in einer Halle, die war weit und hoch wie der Kölner Dom, und an den Wänden hin lagen in langen Reihen geharnischte Männer im Schlafe, Schild unterm Haupt, Helm, Spieß und Schwert über sich am Pflock. Aber in der Mitte auf dem Hochsitz saß ihr König und Heerfürst; sein Haupt ruhte im Schlaf auf dem Tisch, und ihm zu Füßen saßen zwei schlafende Knappen. Der Alte führte den Schmied in Schweigen durch die Halle, und sie kamen in einen andern Raum, da standen an den Wänden vor marmelsteinernen Krippen stattliche Rosse in langen Reihen, gesattelt und gezäumt. Die Mähnen hingen ihnen wie Seide über die Hälse, und ihre breiten Schweife flossen bis auf die Steinplatten, aber nichts regte sich in der Halle; da war kein Schnobern über dem blanken Hafer und kein Klappern der Hufe. „Die sollst du alle frisch beschlagen!" sagte der Alte und wies auf zwei Paar blanke Hufeisen, die da bei jedem Stand lagen. Der Schmied dachte, das sei Arbeit für Wochen, doch zog er Zange und Hammer aus dem Schurz und riß das erste Eisen von dem Huf, den ihm der Alte, wie ein geschickter Gesell, aufhielt, paßte ein neues darauf und tat sein Werk, wie er's gelernt hatte. In einem Augenzwinkern war das erste Roß beschlagen, und ihm folgte das zweite und das dritte, und so fort, eins um das andere. So hatte ihm die Arbeit noch nicht gefolgt, da glitt die Zange

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nicht ab und blieb kein Stumpf im Hufe sitzen, keins zuckte den Fuß, kein Schlag traf daneben und kein Nagel ging schief. Nach dem ersten Gang mußte der Schmied sich mal gerade recken und den Schweiß aus dem Gesicht wischen. „Ruh ein Weilchen!" sagte der Alte und schob ihm einen großen Reiterschild dar, daß er sich setze, und ging selber in die erste Halle, kam aber gleich wieder und hinter ihm ein blonder Knabe mit einem blanken Becher und einer Zinnkanne, daraus goß er ein und bot es dem Schmied zu trinken. Der trank einen guten Zug, und der köstliche Wein floß ihm wie Feuer ins Herz, daß er jede Müdigkeit vergaß und ohne Aufmunterung wieder zu seinem Werkzeug griff. Und nun schaffte er mit einer Freude, wie er sie noch nie gekannt hatte, so daß es ihm selber wunderlich vorkam, als er den letzten Schlag getan hatte und nichts mehr zu beschlagen blieb. „Hab Dank für deine Hilfe!" sagte der Alte, griff in seine Gürteltasche und reichte dem Schmied zwei große Goldtaler, dergleichen er nie zuvor gesehen hatte. Die steckte er zu Hammer und Zange in den Schurz und folgte dem Alten durch die erste Halle und den langen Gang bis vor das Tor, das hörte er noch hinter sich zuschnappen. Indem fiel die Müdigkeit ihm so in die Glieder, daß er sich auf den gleichen Stein setzen mußte, auf dem der Alte ihn geweckt hatte, und da entschlief er in einem Augenblick.

Als er erwachte und sich besann, meinte er, daß er geträumt habe, denn der Berg vor ihm war wieder ein fester, rauher Fels, aber als er in seinen Schurz faßte, griff er gleich die goldenen Taler, darauf eines alten Kaisers Bild geschlagen war. Da stand er auf und kam just mit dem Morgen in die Stadt, und als er am andern Abend auf die Schmiedeherberge kam, hat er sein Gesicht erzählt und die Goldtaler zu einem Zeugnis vorgewiesen. —

Von dem König im Berg wird auch erzählt, daß er beizeiten aufwache und einen Knaben aus dem Berg schicke, daß er sehe, ob die Elstern noch in den Büschen schreien. Und da sie immer noch nicht still geworden sind, lege er sein Haupt wieder zum Schlafe nieder. Aber wenn sie einmal schweigen, wird er aufstehen und mit all seinem reisigen Zeug aus dem Berg kommen. Dann wird er sein Banner fliegen lassen, das Heerhorn blasen und ins Land reiten und eine neue Herrschaft und Herrlichkeit gründen, die soll kein Ende haben.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf